

# Mitteilungen

INSTITUT  
FÜR  
EUROPÄISCHE KULTURGESCHICHTE  
DER  
UNIVERSITÄT AUGSBURG

Heft Nr. 21, Juni 2013

Herausgegeben vom  
INSTITUT FÜR EUROPÄISCHE KULTURGESCHICHTE  
DER UNIVERSITÄT AUGSBURG

Prof. Dr. Gregor Weber (Geschäftsführender Direktor)  
Prof. Dr. Eva-Maria Matthes (Direktorin)  
Prof. Dr. Mathias Mayer (Direktor)  
Prof. Dr. Silvia Serena Tschopp (Direktorin)  
Prof. Dr. Wolfgang E. J. Weber (Direktor)

Redaktion: Prof. Dr. Wolfgang E. J. Weber ([wolfgang.weber@iek.uni-augsburg.de](mailto:wolfgang.weber@iek.uni-augsburg.de))  
Dr. Stefan Paulus ([stefan.paulus@iek.uni-augsburg.de](mailto:stefan.paulus@iek.uni-augsburg.de))  
Elisabeth Böswald-Rid M. A. ([elisabeth.boeswald-rid@iek.uni-augsburg.de](mailto:elisabeth.boeswald-rid@iek.uni-augsburg.de))  
Tobias Ranker M. A. ([tobias.ranker@iek.uni-augsburg.de](mailto:tobias.ranker@iek.uni-augsburg.de))

Anschrift der Redaktion:  
Sekretariat  
Susanne Empl  
Eichleitnerstr. 30, 86159 Augsburg  
Tel.: (0821) 598–5840, Fax: (0821) 598–5850  
E-Mail: [susanne.empl@iek.uni-augsburg.de](mailto:susanne.empl@iek.uni-augsburg.de)

Satz: Tobias Ranker M. A.  
E-Mail: [publikationen@iek.uni-augsburg.de](mailto:publikationen@iek.uni-augsburg.de)  
Druck: MaroDruck, Augsburg (<http://www.marodruck.de/>)

Umschlaggestaltung: Pressestelle der Universität Augsburg

Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung der herausgebenden Institution.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos oder Datenträger übernehmen die Herausgeber und die Redaktion keine Haftung. Die Zustimmung zum Abdruck wird vorausgesetzt; das Urheberrecht der veröffentlichten Manuskripte liegt beim Herausgeber.

Eine Haftung für die Richtigkeit der veröffentlichten Manuskripte kann trotz sorgfältiger Prüfung durch die Redaktion nicht vom Herausgeber übernommen werden. Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht in jedem Fall die Meinung der Redaktion wieder.

ISSN 1437-2703

Die Mitteilungen können zu einem Preis von € 2,- über das Institut für Europäische Kulturgeschichte bezogen werden:  
<http://www.uni-augsburg.de/institute/iek/>

# Mitteilungen

Heft Nr. 21, Juni 2013

## Inhalt

---

- EDITORIAL 7
  
- AUFSÄTZE
  - GREGOR WEBER  
Wein im Traum – Traum und Wein.  
Kulturgeschichtliche Anmerkungen zu Artemidor von Daldis 13
  
  - KAY PETER JANKRIFT  
Wenn Männer schweigen. Margarete von Österreich,  
Luise von Savoyen und der Damenfriede von Cambrai 1529 31
  
  - THEO STAMMEN  
Goethe und der ‚Orientalismus seiner Zeit‘.  
Über die ‚Noten und Abhandlungen‘ zum ‚West-östlichen Diwan‘ 41
  
- MISZELLEN
  - PHILIPP BAUR  
Tagungsbericht ‚Amerika in Augsburg‘ 59
  
  - ALEXANDER BOSS/CHRISTOPHER SCHLIEPHAKE  
Tagungsbericht ‚Artemidor‘ 69




## ■ MELDUNGEN AUS DEM IEK

<b>Neuer Geschäftsführender Direktor Prof. Dr. Gregor Weber</b>	81
<b>Mitgliederzugänge</b>	81
<b>70. Geburtstag von Prof. Dr. Johannes Burkhardt</b>	82
<b>In memoriam</b>	84




## ■ AKTUELLE FORSCHUNG



<b>Wolfgang E. J. Weber: Übersetzungsleistungen von Diplomatie und Medien im frühneuzeitlichen Friedensprozess 1450–1789. Bericht</b>	87
---	----

### **Neuerscheinungen aus dem IEK**

 Silvia Serena Tschopp/Wolfgang E. J. Weber (Hg.): Macht und Kommunikation (CA 30)	92
 Maria Stuißer: Zwischen Rom und dem Erdkreis. Die gelehrte Korrespondenz des Kardinals Stefano Borgia (CA 31)	93
 Mark Häberlein/Magdalena Bayreuther: Agent und Ambassador. Der Kaufmann Anton Meuting als Vermittler zwischen Bayern und Spanien im Zeitalter Philipps II. (DA 23)	94

## ■ BUCHREZENSIONEN

 Andreas Großmann/ Christof Landmesser (Hg.): Rudolf Bultmann/Martin Heidegger. Briefwechsel 1925-1975 (KAY EHLING)	97
 Adam Sharr: Heideggers Hütte (KAY EHLING)	100
 Jörg Völlnagel: Alchemie. Die königliche Kunst (WOLFGANG E. J. WEBER)	103

 Isabella Löhr/Matthias Middell/Hannes Siegrist (Hg.): Kultur und Beruf in Europa (WOLFGANG E. J. WEBER)	104
 Karl-Joachim Hölkeskamp/Elke Stein-Hölkeskamp (Hg.): Erinnerungsorte der Antike. Die griechische Welt (GREGOR WEBER)	106
 Sam Goldhill: Victorian Culture and Classical Antiquity. Art, Opera, Fiction and the Proclamation of Modernity (CHRISTOPHER SCHLIEPHAKE)	108
 Stephen Greenblatt: Die Wende. Wie die Renaissance begann (CHRISTOPHER SCHLIEPHAKE)	112
 Holger Sonnabend: Katastrophen in der Antike (GUNTHER GOTTLIEB)	117
 Gilles Montègre: La Rome des Français au Temps des Lumières: Capitale de l'Antique et Carrefour de l'Europe, 1769–1791 (MARIA STUIBER)	119
 Kim C. Priemel/Alexa Stiller: NMT. Die Nürnberger Militärtribunale zwischen Geschichte, Gerechtigkeit und Rechtsschöpfung (HUBERT SEELIGER)	123

## ■ RÜCKBLICK

### Colloquium Augustanum

#### Wintersemester 2011/2012

PROF. DR. MERIO SCATTOLA (Padua): Die Erfindung des neuzeitlichen Naturrechts	137
PROF. DR. MARC C. SCHURR (Grenoble): Kopie, Zitat, Mode – Zur Rezeption der französischen Gotik in Deutschland	137
PROF. DR. PETER HERSCHE (Bern): Barock als Gegenkultur? Eine Spurensicherung im 20. Jahrhundert	138

PROF. DR. HANS-JOACHIM GEHRKE (Berlin): Alexander der Große zwischen Ost und West	138
PROF. DR. ANDREAS SPEER (Köln): „... und lernet Leben“. Meister Eckhart – ein ‚mittelalterlicher‘ Denker für unsere Zeit?	139

#### **Sommersemester 2012 – Vortragsreihe zum 300. Geburtstag von Jean-Jacques Rousseau**

PROF. DR. HEINRICH SCHLANGE-SCHÖNINGEN (Saarbrücken): Athen – Sparta – Rom: Rousseau und die Antike	140
PROF. DR. KARLFRIEDRICH HERB (Regensburg): Freiheit ohne Ketten? Rousseaus republikanische Träumereien	140
PROF. DR. JOACHIM KREMER (Stuttgart): Natürlichkeitsdiskurs und ästhetischer Paradigmenwechsel: Jean-Jacques Rousseaus Musiktheorie in seiner Zeit	141
PROF. DR. MICHEL SOËTARD (Angers): Rousseau, ein Moderner jenseits der Modernität	141

#### **Wintersemester 2012/2013**

PROF. DR. FRANZ EYBL (Wien): Aufregung in Augsburg. Ein Revolutionsflugblatt von 1793	142
PROF. DR. HARTMUT BERGHOFF (Washington): Von Watergate zur SEC. Die Geschichte der Korruptionsbekämpfung in den USA, 1972–2012	142
PROF. DR. CHRISTOF MAUCH (München): The Day after Tomorrow. Naturkatastrophen in den USA	143
PROF. DR. KLAUS GEUS (Berlin): Wie erstellt man aus Beschreibungen eine Weltkarte? Die Lösung des Ptolemaeus und ihre Probleme	144

■ <b>ANSCHRIFTEN DER AUTOREN</b>	145
----------------------------------	-----

## Editorial

Nach 18 Monaten liegt nun wieder ein neues Heft unserer Zeitschrift vor. Es zeigt sich in neuem Gewand, das auf einen Entwurf zurückgeht, den dankenswerter Weise Klaus P. Prem erstellt hat und der nicht nur ‚zeitgemäßer‘ daherkommt, sondern auch – im Verbund mit der Homepage des Instituts für Europäische Kulturgeschichte, mit Einladungen usw. – einen höheren Wiedererkennungswert bieten möchte. Die inhaltliche Struktur des Heftes wurde nicht verändert, sondern es finden sich neben Aufsätzen und Berichten über Tagungs- und Ausstellungsprojekte, die zusammen mit dem IEK veranstaltet wurden, ebenso wieder Personalmeldungen, zahlreiche Buchrezensionen kulturhistorisch einschlägiger Titel sowie einen Überblick über die ‚Colloquia Augustana‘ der letzten drei Semester. Außerdem gibt das Heft Auskunft über laufende Forschungen am Institut und erschienene Publikationen. Positiv zu vermerken ist die Tatsache, dass die Beiträge des Heftes und die referierten Aktivitäten ein großes zeitliches Spektrum umfassen – von der Antike über das Mittelalter bis hinein in die Augsburger Gegenwart am Beginn des 21. Jahrhunderts.

Ein aktueller Schwerpunkt in der Antike ist mit den *Oneirokritika* des Artemidor aus dem kleinasiatischen Daldis gegeben (2. Hälfte 2. Jh.s n. Chr.). Dieses Werk über Traumdeutung stellt eine einzigartige und bislang unzureichend ausgeschöpfte Quelle für eine kulturhistorische Auswertung dar (S. 13–30), ein Text, der die Kultur seiner Zeit in umfassender und differenzierter Weise (z. B. Geschlechterbeziehungen, Beziehungen zwischen Individuen, Facetten des Alltags) beleuchtet und Einsichten in Wahrnehmungen und Einschätzungen auch von sozialen Gruppen wie Sklaven und Bauern ermöglicht, die sich sonst kaum fassen lassen. Die weitere Erforschung der *Oneirokritika* wird im Rahmen internationaler Kooperationen erfolgen (S. 69–78).

Mehrere Mitarbeiter des Instituts haben zusammen mit unserem Mitglied Philipp Gassert (Lehrstuhl für Geschichte des europäisch-transatlantischen Kulturraums) und etlichen Studierenden die Tagung „Amerika in Augsburg“ ausgerichtet. Sie stieß nicht zuletzt in der Augsburger Öffentlichkeit auf große Resonanz (S. 59–68). Für das Institut bedeutet dieses Projekt einen weiteren Schritt in die Stadt hinein, dazu eine wesentliche zeithistorische Ergänzung. Denn die Dimensionen der Amerikanisierung und Westernisierung einer Stadtgesellschaft durch die US-amerikanische Präsenz zwischen 1945 und 1998 stellen zweifellos ein einschlägiges kulturhistorisches Thema dar. Erfreulicherweise geht das Projekt nicht mit der Ausstellung zu Ende, sondern durch die geplante Fortführung in der „Halle 116“ auf dem Sheridan-Gelände (Augsburg-Pfersee) kann es nachhaltig wirken.

In den letzten Heften war mehrfach vom IEK-Projekt „Orient in Augsburg“ die Rede (Federführung: Wolfgang E. J. Weber). Das „Kompetenzzentrum Kultur-

und Bildungswissenschaft“ hat im Frühjahr umfangreiche Mittel zugewiesen, die für die Erstellung einer Dokumentation aller in Augsburg vorhandenen, relevanten Texte, Objekte, Bilder und sonstiger Überlieferung zum ‚Orient‘ verwendet werden. Außerdem befinden sich eine entsprechende Ausstellung (2017) in Zusammenarbeit mit den Städtischen Sammlungen sowie eine historische Darstellung in der Planungs- und Organisationsphase.

Zu einem erfolgreichen Abschluss kam das über drei Jahre vom BMBF geförderte Projekt „Übersetzungsleistungen von Diplomatie und Medien im frühneuzeitlichen Friedensprozess 1450–1789“, bei dem in Zusammenarbeit mit dem Leibniz-Institut für Europäische Geschichte Mainz und der Staatsgalerie Stuttgart umfangreiche Datenbanken erstellt und ausgewertet wurden; zahlreiche Publikationen zeugen davon (S. 87–91). Ein ebenfalls vom genannten Kompetenzzentrum gefördertes Projekt „Historische Voraussetzungen, Erscheinungsformen und Wirkungen europäischer Friedenskultur“ vermag unmittelbar daran anzuschließen.

Eigene Erwähnung verdient der von Silvia Serena Tschopp und Wolfgang E. J. Weber herausgegebene Band ‚Macht und Kommunikation‘, der neun ‚Augsburger Studien zur europäischen Kulturgeschichte‘ enthält und auch im methodischen Zugriff einen weiten Bogen von der Antike bis in die Moderne spannt (S. 92). Die Autoren – fast alle Mitglieder des Instituts – versuchen, das Spannungsfeld zwischen den beiden genannten zentralen Kategorien aufzuzeigen. Zwar liegt ihnen kein verbindliches Konzept einer kulturhistorischen Analyse, wohl aber ein gemeinsamer thematischer Rahmen zugrunde, und so bleibt zu hoffen, dass von ihnen Anregungen für eine weitere Beschäftigung mit dieser Thematik ausgehen werden.

Noch einige Worte zur Zukunft: Die unlängst erfolgte Gründung des „Jakob-Fugger-Zentrums. Forschungskolleg für Transnationale Studien der Universität Augsburg“, die sich mit einer Neustrukturierung der universitären Institutslandschaft zu verbinden scheint, wird auch für das Institut für Europäische Kulturgeschichte nicht folgenlos bleiben: Zwar wird das IEK selbständig und unabhängig bleiben, es beteiligt sich aber mit seinen Mitgliedern an den Internationalisierungsbestrebungen, die im JFZ gebündelt werden sollen. Dazu gehören – in der Fortsetzung bisheriger Aktivitäten – weitere Anstrengungen, Gastprofessoren aus aller Welt zur Zusammenarbeit einzuladen und mit den Heimateinrichtungen der Kolleginnen und Kollegen zu kooperieren. Außerdem sind Planungen für eine internationale ‚summer school‘ angelaufen, die ab dem Jahr 2014 regelmäßig durchgeführt werden und unter kompetenter methodischer Anleitung in Zusammenarbeit mit Augsburger Archiven und Museen Nachwuchswissenschaftler mit dem kulturellen Erbe Augsburgs vertraut machen soll. Schließlich: Der seit einigen Jahren in Gang befindliche Generationenwechsel verläuft überaus erfreulich, insofern etliche neu berufene Kolleginnen und Kollegen aus verschiedenen Fakultäten die Mitgliedschaft im Institut beantragt und sich mit neuen Initiativen



bereits eingebracht haben, etwa mit der Tagung „Holocaust Education in the 21st Century“, die im Oktober 2013 stattfinden wird.

In diesem Sinne wünsche ich Ihnen eine anregende Lektüre des vorliegenden Heftes



Ihr



Prof. Dr. Gregor Weber



---

## AUFSÄTZE

---



# Wein im Traum – Traum und Wein. Kulturgeschichtliche Anmerkungen zu Artemidor von Daldis.\*

GREGOR WEBER

FÜR VEIT ROSENBERGER

ZUM 7. APRIL 2013

## 1. Einführung

Die kulturhistorische Erforschung bewusstseins- und stimmungsbeeinflussender Mittel, denen entscheidende Wirkungen im Hinblick darauf zuzusprechen ist, wie sich Individuen und Gruppen in ihrer jeweiligen Realität einrichten können, hat in den jüngsten Jahrzehnten einen erheblichen Aufschwung genommen.<sup>1</sup> Gerade die Thematik des Weinkonsums rückt deshalb – auch für antike Gesellschaften – von einer eher randständig-kuriosen Position in das Zentrum der Kulturgeschichte; dabei werden über die immer besser erforschten Modalitäten des Weinhandels und über einzelne Regionen des Weinanbaus hinaus verschiedenste Aspekte des Weingenusses im Rahmen der Alltagskultur behandelt. Fragt man nach dem Zusammenhang von Wein und Traum, finden sich in der antiken Literatur zwei Diskursebenen: Zum einen wurde über die Wirkung des Weines auf die Traumproduktion und -qualität nachgedacht, zum anderen liegen durchaus sogar politische Träume vor, in denen der Weinstock bzw. Teile desselben als Traumsymbole enthalten sind.<sup>2</sup> Betrachten wir zunächst diese beiden Ebenen.

a. Verschiedene antike Autoren stellen übereinstimmend fest, dass Weingenuss ebenso wie Essen vor dem Schlafen von Schaden sei, um signifikante, d. h. für die Zukunft relevante, Träume zu erhalten. Cicero formuliert in *De divinatione* im Anschluss an Worte des Sokrates aus Platons *Politeia*, Träume seien nicht trügerisch (*falsa*), sondern „eher wohl für uns dunkel“ (*immo obscura fortasse nobis*), weil die Disposition nicht stimme: „Jetzt freilich sehen wir, beschwert durch

---

\* Für bibliographische Hinweise danke ich Christophe CHANDEZON (Montpellier), für Rat in medizinischen Dingen Ingrid KANTHER (Herne) sowie für kritische Lektüre meiner Frau und Wolfgang E. J. WEBER.

<sup>1</sup> Vgl. CHRISTOFFEL 1981; PHILIPS 2001; FURRER 2006.

<sup>2</sup> Wein spielt bei den Formeln und Rezepturen in den Zauberpapyri, die der Evozierung von Träumen bzw. der Traumsendung dienen, keine Rolle; in diesem Zusammenhang werden Myrrhentinte, reines Wasser und Olivenöl verwendet.

Speise und Weingenuss, ein wirres Durcheinander.“<sup>3</sup> Auch für den älteren Plinius liegt der Zusammenhang auf der Hand: „Doch ist man sich nahezu darüber einig, dass Träume gleich nach dem Genuss von Wein und Speisen oder nach dem Wiedereinschlafen bedeutungslos sind.“<sup>4</sup> Philostrat, der am Beginn des 3. Jh. n. Chr. seine *Vita Apollonii* verfasste, geht mit Blick auf die Deutepraxis noch mehr ins Detail: „Aber auch die Prophetien der Träume, die in der menschlichen Natur das Göttlichste zu sein scheinen, durchschaut die Seele leichter, die nicht vom Wein umnebelt ist und sie rein und in klarer Betrachtung aufnimmt. Die Erklärer solcher Traumgesichter, die von den Dichtern Traumdeuter genannt werden, legen daher kein Traumbild aus, ohne vorher zu fragen, um welche Stunde man es gehabt hat. War es in der Frühe, im Morgenschlummer, so deuten sie es, weil dann die Seele, ganz frei vom Geiste des Weines, gesunde Träume schaut; war es aber im ersten Schlaf oder um Mitternacht, wo die Seele noch von Wein schwer und dunkel ist, so lehnen sie das Deuten ab und tun recht daran. Dass die Götter selbst dies billigen und ihre Prophetien nur in nüchterne Seelen hauchen, will ich dir klar beweisen.“ Daran schließen sich Ausführungen über den mythischen Seher Amphiaraios an, an dessen Orakelstätte in Oropos den Inkubanten von den Priestern verboten wurde, „den Tag vorher zu essen und drei Tage lang vorher Wein zu trinken, damit sie die Orakel in heller Seele aufnehmen ...“<sup>5</sup> Von anderen Autoren wird mehrfach bemerkt, dass Träume gegen Ende der Nacht zuverlässiger und reiner seien, weil dann die Kraft der Seele wieder erstarkt sei.<sup>6</sup> Alle Autoren reflektieren offenkundig die Erfahrung, dass Weingenuss die Fähigkeit klar zu träumen beeinträchtigt hat.

<sup>3</sup> Cicero, *De divinatione* 1,60: *nunc onusti cibo et vino perturbata et confisa cernimus*. Platon zufolge ist dem höchsten Seelenteil, dem λογιστικόν, die Fähigkeit gegeben, die Wahrheit zu sehen.

<sup>4</sup> Plinius maior, *Naturalis historia* 10,211f.: *a vino et a cibus proxima atque in redormitione vana esse visa prope convenit*. Dazu WEBER 2000, 66–68.

<sup>5</sup> Philostrat, *Vita Apollonii* 2,37: καὶ μὴν καὶ τὸ μαντικὸν τὸ ἐκ τῶν ὀνειράτων, ὁ θειότατον τῶν ἀνθρώπων δοκεῖ, ῥᾶον διορᾷ μὴ ξυντεθολωμένη ὑπὸ τοῦ οἴνου, ἀλλ' ἀκήρατος δεχομένη αὐτὸ καὶ περιαθοῦσα· οἱ γοῦν ἐξηγῆται τῶν ὄψεων, οὓς ὀνειροπόλους οἱ ποιηταὶ καλοῦσιν, οὐκ ἂν ὑποκρίνοιντο δῖψιν οὐδεμίαν μὴ πρότερον ἐρόμενοι τὸν καιρόν, ἐν ᾧ εἶδεν. ἂν μὲν γὰρ ἑῷς ἦ καὶ τοῦ περὶ τὸν ὄρθρον ὕπνου, ξυμβάλλονται αὐτὴν ὡς ὑγιῶς μαντευομένης τῆς ψυχῆς, ἐπειδὴν ἀπορρύψηται τὸν οἶνον, εἰ δ' ἀμφὶ πρῶτον ὕπνον ἢ μέσας νύκτας, ὅτε βεβύθισται τε καὶ ξυντεθόλωται ἔτι ὑπὸ τοῦ οἴνου, παραιτοῦνται τὴν ὑπόκρισιν σοφοὶ ὄντες. ὡς δὲ καὶ τοῖς θεοῖς δοκεῖ ταῦτα καὶ τὸ χρησμῶδες ἐν ταῖς νηφούσαις ψυχαῖς τίθεται, σαφῶς δηλώσω. ... καὶ λαβόντες οἱ ἱερεῖς τὸν χρῆσόμενον σίτου τε εἴργουσι μίαν ἡμέραν καὶ οἴνου τρεῖς, ἵνα διαλαμπούσῃ τῇ ψυχῇ τῶν λογίων σπάση.

<sup>6</sup> Dazu Tertullian, *De anima* 48,1, außerdem etliche augusteische Dichter (u. a. Horaz, *Satiren* 1,10,33; Properz 4,4,62ff.; Ovid, *Metamorphosen* 15,664; Vergil, *Aeneis* 6,893–96).

b. Herodot berichtet in seinen *Historien* einen Doppeltraum des Astyages; u. a. träumt der Mederkönig, dass aus dem Schoß seiner schwangeren Tochter Mandane ein Weinstock herausgewachsen wäre und sich über ganz Asien ausgedehnt hätte, was wiederum von den Magiern auf die Herrschaft seines Enkels Kyros gedeutet wurde, die Astyages vergeblich zu verhindern suchte.<sup>7</sup> Der Traum erfüllt zweifellos seine Funktion innerhalb der Kindheitsgeschichte des Kyros, nämlich die Kontinuität vom Meder- zum Perserreich in einem charismatischen König zu legitimieren. Das Traumsymbol „Weinstock“ steht für die Überfülle und „Glückseligkeit des Universalherrschers, das die Perser von den Assyryern übernommen haben“, ebenso für „ein Schlaraffenlandmotiv“.<sup>8</sup> Offenbar war dieses Motiv auch später noch bestens bekannt, nehmen doch der spätantike Rhetor Libanios (für Kaiser Konstantin) und der streng orthodoxe Kirchenhistoriker Euagrius Scholastikos (für Kaiser Maurikios) explizit, wenn auch mit einer leichten Modifikation, darauf Bezug.<sup>9</sup> Tacitus wiederum hat in den *Annales* für das Jahr 47 n. Chr. den Traum eines Ritters überliefert, in dem dieser Kaiser Claudius mit „einem Kranz aus Weinlaub mit vergilbten Blättern gesehen und so gedeutet habe, dass für das Ende des Herbstes der Tod des Princeps angekündigt werde.“<sup>10</sup> Der Traum, von dem sich nicht sagen lässt, wie und wann er in Umlauf kam, mit seiner für den Kaiser bedrohlichen Deutung und dem damit verbundenen Zeitpunkt zeigt, dass derartige Begebenheiten als potentiell gefährlich eingestuft wurden und zur Bestrafung – in diesem Fall: zur Hinrichtung – des Träumenden führen konnten. Das Welken der Blätter stellt das *tertium comparationis* dar, und hier bietet sich ein Blick in die *Oneirokritika* des Artemidor von Daldis an – ein Werk, das in die zweite Hälfte des 2. Jh.s n. Chr. zu datieren ist und somit zur Zweiten Sophistik zählt.<sup>11</sup> Artemidor verweist auf Kränze aus Weinlaub (und Efeu) als Traumsymbol, die jedoch nur „den Theaterleuten günstig“ sind; „allen anderen verkünden sie wegen der Ranken und des Geflechts beim Efeu Fesselung oder aus demselben Grunde Krankheit. Für Verbrecher bedeuten sie Enthauptung, weil diese Pflanzen

---

<sup>7</sup> Herodot, *Historien* 1,107–122, dazu WEBER 2000, 139f.

<sup>8</sup> FRISCH 1968, 10, außerdem WEBER 2000, 139f. mit Anm. 34 (Belege).

<sup>9</sup> Libanios, *Orationes* 59,29, dazu WEBER 2000, 164 mit Anm. 194. Evagrius, *Historia ecclesiastica* 5,21, dazu WEBER 2000, 169f., bes. Anm. 235: „Der Weinstock wächst nicht aus der Frau, sondern aus dem Bett von Mann und Frau. Außerdem wird nicht gesagt, dass sich der Weinstock in besonderem Maße ausbreitet – ihm kommt allein das Adjektiv ‚groß‘ zu –, sondern das *tertium comparationis* sind die zahlreichen gut gereiften Trauben.“

<sup>10</sup> Tacitus, *Annales* 11,4,2: *quidam pampineam coronam albertibus foliis visam atque ita interpretatum tradidere, vergente autumnio mortem principis ostendi*. Dazu WEBER 2000, 333f.

<sup>11</sup> Dazu WEBER 1999, BOWERSOCK 2004, zuletzt CHANDEZON 2012 und HARRIS-MCCOY 2012, 1–8 und 30f.

mit dem Eisen beschnitten werden.“<sup>12</sup> Allerdings führt die Deutung von Traumsymbolen aus historiographischen, biographischen und poetischen Texten mit Hilfe von Artemidors Traumbuch nicht nur sehr oft kaum weiter, sondern sie ist auch methodisch problematisch, weil vielfach die Kontexte, die notwendigen Informationen über die Situation des Träumenden etc. fehlen<sup>13</sup> – im vorliegenden Fall das Welken der Blätter.

## 2. Das Traummaterial bei Artemidor und seine Deutungen

Dennoch erscheint es lohnenswert, sich für unsere Thematik näher mit den *Oneirokritika*, dem einzigen aus der Antike erhaltenen Traumdeutungsschlüssel in fünf Büchern, zu befassen. Denn darin hat der Autor nach eigenen Angaben alles Wissen über Träume und deren Deutung zusammengestellt und systematisiert, das er aus der ihm verfügbaren Literatur sowie von Deutern und Wahrsagern auf Märkten und Festen bei seinen Reisen innerhalb Kleinasiens, nach Griechenland, auf die Inseln der Ägäis und nach Italien gesammelt hat;<sup>14</sup> außerdem legt er an mehreren Stellen ausführlich dar, welche Methode er für die Deutung der Träume als sinnvoll erachtet.<sup>15</sup> Artemidors geographischer Fokus ist freilich weitgehend auf die Realität der kleinasiatischen Städte und deren Hinterland gerichtet, wobei sich auch Bezüge zu seiner eigentlichen Heimat Ephesos herstellen lassen.<sup>16</sup> Das Traumbuch eignet sich aus zwei Gründen für eine sozialgeschichtliche Auswer-

<sup>12</sup> Artemidor 1,77,86,10–15: ἀμπέλου δὲ καὶ κισσοῦ μόνοις τοῖς περὶ τὸν Διόνυσον τεχνίταις συμφέρει, τοῖς δὲ ἄλλοις δεσμὰ σημαίνει διὰ τοὺς ἑλικας καὶ τὰς προσπλοκάς τοῦ κισσοῦ ἢ νόσον διὰ ταῦτά. κακούργοις δὲ τραχηλοκοπηθῆναι σημαίνει διὰ τὸ τέμνεσθαι ταῦτα σιδήρῳ. Die Übersetzung „Theaterleute“ ist stimmig, obwohl im griechischen Text von den dionysischen Techniten die Rede ist, denn der Begriff wurde für „sämtliche Musik- und Theaterkünstler“ und nicht nur für Vereinsmitglieder verwendet, so ANEZIRI 2003, 22f.; über die Entwicklung der Gilden in Kleinasien sind wir nur punktuell unzureichend informiert, vgl. MUSTI 1986, 126, der mit Recht für Pergamon – im Vergleich mit anderen kleinasiatischen Städten – den früheren dynastischen Einfluss hoch veranschlagt und die Gilden als Ausweis von Gräzität ansieht; das Inschriftenmaterial findet sich aufgelistet bei HARLAND 2003, 271–273. Zitiert wird Artemidor nach der Ausgabe von PACK 1963, die Übersetzungen nach LÖWE 1991.

<sup>13</sup> WEBER 2003, 34f.

<sup>14</sup> Zu den bei Artemidor verarbeiteten Autoren, die größtenteils nur aus seinen Zitaten überliefert bzw. bekannt sind, vgl. die Fragmente bei DEL CORNO 1968 und vor allem die kommentierte Auswertung bei VINAGRE LOBO 2011. Es ist bemerkenswert, dass Artemidor Ägypten unter den Herkunftsorten bzw. Rechercheregionen seines Materials nicht nennt.

<sup>15</sup> Dazu ausführlich mit einem ‚Testbeispiel‘ WALDE 2001 und HARRIS-MCCOY 2012 13–18, außerdem FOUCAULT 1991, 10–27.

<sup>16</sup> Vgl. dazu die Analyse bei WEBER 2013; zu den Gegebenheiten für Ephesos: KIRBIHLER 2013.



tung im weitesten Sinne: Zum einen gibt Artemidor für die Traumsymbole bzw. -sequenzen jeweils eine Deutung und versucht, diese dann in einer Begründung aus der Wachwelt heraus plausibel zu machen.<sup>17</sup> Zum anderen macht er seine Deutungen strikt vom Sozialstatus, vom Geschlecht etc. der träumenden Personen abhängig, was wiederum bemerkenswerte Einblicke in die Hoffnungen, Mentalitäten, kulturellen Identitäten und Praktiken verschiedener Schichten, zumal der armen freien und der unfreien Bevölkerung, ermöglicht.<sup>18</sup>

Zunächst ist es wichtig, Artemidors Methodenteil näher zu betrachten: Dort unterscheidet er grundsätzlich zwischen den *ὄνειροι*, deren allegorische Form er allein für seine Deutungen heranzieht, und den *ἐνύπνια*, bei denen es sich um die Produkte von Affekten bzw. um Tagesreste handelt; diese „prophezeien nichts über die Zukunft, sondern erinnern nur an Gegenwärtiges.“<sup>19</sup> Insofern man also „körperliche Zustände aus Mangel oder Übermaß ... im Traum sieht“, träumt „ein Durstiger vom Trinken, einer mit überladenen Magen zu erbrechen oder zu ersticken.“<sup>20</sup> Damit schließt sich Artemidor den eingangs geäußerten Positionen über die Beeinflussung des Träumens durch Essen und Trinken an und postuliert, dass sich der Deuter über die Gewohnheiten des Träumenden genau zu informieren hat.<sup>21</sup>

Wie werden nun Träume, die das Trinken, den Wein und den Weinstock sowie damit verbundene Tätigkeiten zum Inhalt haben, von Artemidor gedeutet? Artemidor hat dem Wein im Rahmen seiner Ausführungen zu verschiedenen Getränken einen längeren Abschnitt gewidmet:

[Im Traum] etwas Wein zu trinken aus nicht zu großen Bechern und sich nicht zu berauschen, ist gut. Passend kann man hier den Ausspruch des Sokratesschülers Xenophon zitieren: ‚Der Wein schläfert die Sorgen ein wie Alraun die Menschen, den Frohsinn weckt er wie das Öl die Flamme‘ [Xenophon, Symposium 2,24]. Deshalb ist es vorteilhaft, im Traum genügsam und wenig Wein zu trinken, weil vieles und unmäßiges Trinken für

<sup>17</sup> Zur Methode vgl. WEBER 2003, 31–34.

<sup>18</sup> Dazu HAHN 1993 und HARRIS-MCCOY 2012, 25–30.

<sup>19</sup> Artemidor 1,1,3,22–24: ἔστι τοίνυν ἰδεῖν ταῦτα καθυποκειμένων ἤδη τῶν παθῶν οὐ πρόρρησιν ἔχοντα τῶν μελλόντων ἀλλ' ὑπόμνησιν τῶν ὄντων. Dazu HARRIS-MCCOY 2012, 414–417.

<sup>20</sup> Artemidor 1,1,4,7f.: ... τῶν σωματικῶν ἃ μὲν δι' ἐνδειαν ἃ δὲ διὰ περισσότητα ὁράται. 1,1,3,2f.: τὸν διψῶντα πίνειν, ἔτι καὶ τὸν πεπλησμένον τροφῆς ἢ ἐμῆν ἢ πνίγεσθαι. Im Proömium zu Buch 4 wird der Zusammenhang nochmals vertieft und verallgemeinert.

<sup>21</sup> Artemidor gibt in 1,8–9.12 und 4,4 genau an, worauf bei einer solchen Anamnese zu achten ist, dazu HARRIS-MCCOY 2012, 431f., 435f. und 530f. An anderer Stelle (1,7,17,1f.) formuliert Artemidor, dass unmäßiges Essen – leider fehlt der ausdrückliche Verweis auf unmäßiges Trinken, er ist aber sicherlich mitgedacht – einen keinesfalls „die Wahrheit“ (τὸ ἀληθές) schauen lässt.

*alle ohne Unterschied die Ursache vieler Übel ist. Da kann man wohl mit Theognis ausrufen: ‚Maßlos getrunken Wein wirkt schlecht, doch trinkt man vernünftig, wirkt er gewiss nicht schlecht, sondern im Gegenteil gut‘ [Theognis 211f.]. Aber ich behaupte, nicht nur das viele Weintrinken ist schlimm, sondern auch unter vielen Trinkern zu verweilen; denn immer folgt dem Rausch trunkenen Übermut, aus dem der Streit, die Mutter des Krieges, entsteht. Honigwein, Quittenwein, auch mit Wasser gemischt, Myrtenwein und jeden mit Zusätzen bereiteten Wein zu trinken, ist für Reiche wegen ihres üppigen Lebens ein gutes, für Arme ein schlechtes Vorzeichen; denn letztere greifen nur dann zu solchen Getränken, wenn sie von einer Krankheit dazu gezwungen werden.<sup>22</sup>*

Artemidor greift zunächst die Devise des Maßhaltens auf und überträgt die Maßstäbe aus der Wachwelt in die Traumwelt; dass er zwei Zitate aus der antiken Literatur zur Untermauerung seiner Deutung anführt,<sup>23</sup> unterstreicht die Wichtigkeit des Arguments der moralischen Verurteilung. Bemerkenswert ist auch, dass der schlechte Einfluss der Gemeinschaft von Alkoholikern thematisiert wird, ebenso wie die Folgen, nämlich Streit und sogar Krieg, die aus dem berauschten Zustand entstehen können.<sup>24</sup> Während Artemidor in diesem Fall nicht zwischen verschiedenen sozialen Gruppen differenziert, sondern der Deutung eine allgemeine Gültigkeit (ἀεί) zuschreibt, wird bei den verschiedenen Weinsorten der Unterschied hervorgehoben: Er nennt ausdrücklich verschiedene Zusätze, mit denen

<sup>22</sup> Artemidor 1,66,71,11–72,6: οἶνον δὲ πίνειν ὀλίγον μὴ ἐν μεγάλοις ποτηρίοις καὶ μὴ μεθύσκεσθαι ἀγαθόν. δοκεῖ δέ μοι ἐν καιρῷ ἂν τις εἰπεῖν τὸ Ξενοφώντος τοῦ Σωκρατικοῦ ‘ὁ οἶνος τὰς μὲν λύπας ὥσπερ μανδραγόρας ἄνδρας κοιμίζει τὰς δὲ φιλοφροσύνας ὥσπερ ἔλαιον φλόγα ἐγείρει.’ τοῦτου δ’ ἕνεκεν προσήκει τὸ αὐτάρκη καὶ ὀλίγον δοκεῖν πίνειν. ἐπεὶ τό γε πολὺν καὶ ἄμετρον πίνειν πολλῶν κακῶν αἴτιον καθίσταται πᾶσιν ἐπίσης. ἐνταῦθα δ’ ὁρθῶς ἂν τις εἴποι τὸ Θεόγνιδος οἶνος πινόμενος πούλως κακός· ἦν δὲ τις αὐτὸν πίνειν ἐπισταμένως, οὐ κακός ἀλλ’ ἀγαθός. ἐγὼ δὲ φημι οὐ μόνον τὸ πίνειν πολὺν οἶνον εἶναι πονηρὸν ἀλλὰ καὶ <τὸ> ἐν πολλοῖς πίνουσιν ἀναστρέφεσθαι· ἔπεται γὰρ αἰὲς τῇ μέθῃ παροινία, ἐξ ἧς στάσις ἢ πολέμου μήτηρ γεννᾶται. οἰνόμελι δὲ καὶ μελίμηλον καὶ ὑδρόμηλον καὶ μυρτίτην καὶ πάντα τὸν ἐσκευασμένον οἶνον πίνειν πλουσίοις μὲν ἀγαθὸν διὰ τὸ τρυφᾶν, πένησι δὲ μοχθηρόν· οὐ γὰρ πρότερον ὁρμῶσιν ἐπὶ τὰ τοιαῦτα πόματα εἰ μὴ ὑπὸ νόσου ἀναγκάζονται.

<sup>23</sup> Aus dem Werk von Xenophon wird sonst nicht mehr zitiert; Theognis wird von Artemidor noch in 1,32 genannt.

<sup>24</sup> Artemidor stellt weder in den Traumbildern noch bei der Deutung eine Verbindung zwischen Wein und Sexualität her.

man den Wein verfeinert hat, und weist sie einem gehobenen Lebensstil zu.<sup>25</sup> Dass die medizinische Wirkung von Wein – konkret verbunden mit den Armen und als Ausnahme durch eine Krankheit veranlasst – Erwähnung findet, liegt auf einer Linie mit der Heranziehung des medizinischen Wertes von Nahrungsmitteln, was auch an weiteren Stellen als Deutekriterium begegnet.<sup>26</sup> Auch an anderer Stelle findet sich ein Hinweis auf die Trunkenheit im Traum, die in Analogie zur Wachwelt grundsätzlich negativ bewertet wird, allerdings ergänzt um einen neuen Aspekt: „Gut ist das Betrunkensein nur für Leute, die Angst haben; denn Betrunkene geben auf nichts acht und fürchten sich nicht.“<sup>27</sup> Die letzte Aussage führt in den Bereich der Emotionen und verdeutlicht, dass Artemidor die enthemmende Wirkung des Weines durchaus bekannt war.<sup>28</sup>

Ein weiteres Themenfeld stellt die Weinlese (im Herbst) und die Arbeit im Weinberg (im Frühjahr) dar.<sup>29</sup> Indem Artemidor auf den – in diesem Fall: falschen – Zeitpunkt im Traum verweist, postuliert er eine zeitliche Kongruenz: „Der Traum, zu Unzeit Getreide zu ernten, Trauben zu lesen und Rebstöcke zu beschneiden, verschiebt alle Arbeiten und Unternehmungen auf jenen Zeitpunkt und jene Jahreszeit.“<sup>30</sup> Der richtige Zeitpunkt wird auch bei einem anderen Traumsymbol angesprochen, allerdings wird ihm keine Signifikanz zugemessen: „Weintrauben sind sowohl außer ihrer Zeit als auch zur Zeit ihrer Reife von guter Vorbedeutung, meistens bringen sie Gewinne von oder durch Frauen, und zwar die weißen bedeuten offenen, die dunklen heimlichen Gewinn.“<sup>31</sup> Die Verbindung

<sup>25</sup> Vgl. HARRIS-MCCOY 2012, 454 mit dem Verweis auf Plinius maior, *Naturalis historia* 14,102–104.113, der wiederum eine Vielzahl von Weinen nennt; außerdem RUFFING 1999, 15; RUFFING 2002, 434f.

<sup>26</sup> HARRIS-MCCOY 2012, 454; RUFFING 1999, 11f. mit Anm. 58; RUFFING 2002, 436; BRUN 2002, 96–98, BÉGUIN 2002.

<sup>27</sup> Artemidor 3,42,222,18–22: ἀγαθὸν δὲ τὸ μεθύειν τοῖς φοβουμένοις· ἀνεπιστρεπτοῦσι γὰρ καὶ οὐ φοβοῦνται οἱ μεθύοντες. Zuvor heißt es: „Betrunken sein ist für niemanden, weder Mann noch Frau, günstig; denn es bedeutet viel Unbesonnenheit und Behinderung der eigenen Interesse; denn das sind die Folgen der Trunkenheit.“ (Μεθύειν οὐδενὶ ἀγαθόν, οὔτε ἀνδρὶ οὔτε γυναικί· πολλὴν γὰρ ἀφροσύνην καὶ παραποδισμόν τῶν χρειῶν σημαίνει· τούτων γὰρ καὶ ἡ μέθη ἐστὶν αἰτία.) Dazu HARRIS-MCCOY 2012, 515. Zum Alkoholismus von Frauen: CORVISIER 2002, 96ff.

<sup>28</sup> Dazu demnächst WEBER 2014. Zur Trunkenheit ausführlich Plinius maior, *Naturalis historia* 14,137–148.

<sup>29</sup> Vgl. RUFFING 2002, 428.

<sup>30</sup> Artemidor 1,51,58,17–20: θερίζειν δὲ καὶ τρυγᾶν καὶ κλαδεύειν παρὰ μὲν τὸν καιρὸν ὀρώμενα τὰς πράξεις [τὰς τοιαύτας] καὶ τὰς ἐγχειρήσεις πάσας εἰς ἐκεῖνο καιροῦ καὶ ὥρας ἀναβάλλεται.

<sup>31</sup> Artemidor 1,73,79,12–15: σταφυλὴ δὲ καὶ παρὰ τὸν καιρὸν ἀγαθὴ καὶ κατὰ τὴν ὥραν, ὥς δὲ ἐπὶ τὸ πλεῖστον τὰς διὰ γυναικῶν ἢ ἀπὸ γυναικῶν ὠφελείας σημαίνει· φανεράς μὲν ἡ λευκὴ, λαθραίους δὲ ἡ μέλαινα. Worauf Artemidor seine Beobachtung ἐπὶ τὸ πλεῖστον für den Traumausgang stützt, lässt sich nicht ermesen.

zwischen Weintrauben und Frauen im Sinne einer direkten Entsprechung wird auch andernorts in der antiken Literatur gezogen, während die Farbgebung, die bei Artemidor eine wichtige Rolle spielt, stets stark dichotomisch verwendet wird.<sup>32</sup> Die Deutung ist ein gutes Beispiel für die deutliche Ausrichtung Artemidors an ökonomischen Gegebenheiten, die für seine Klienten offenkundig von großer Bedeutung waren.

Auf eine spezifische Bedeutung von Rebe und Wein bezieht sich Artemidor auch an einer anderen Stelle: „Beispielsweise bringen ungebackene Brote, obwohl sie die Frucht der Demeter sind, weil sie erst gebacken werden sollen, dem Kranken heftiges Fieber, während die Rebe und der Wein für einen, der heiraten will, günstigere Vorzeichen als Weizen und Gerste sind, und zwar die Rebe wegen der Ranken und der Wein wegen der Mischung.“<sup>33</sup> Beide Traumsymbole werden für einen Heiratswilligen auf ihre Alltagsrelevanz hin gedeutet – die Ranken der Rebe halten einen Partner fest, und das Mischen von Wein mit Wasser weist auf die Vermischung im Sinne der Vereinigung von Mann und Frau.

Die Verbindung zum Weingott Dionysos findet sich in mehreren Beispielen:<sup>34</sup> Einmal, wenn es um den negativen Traumausgang bei einem Traum mit Kohl insbesondere für „Wirte, Winzer und alle Theaterleute, die dem Dionysos unterstehen“,<sup>35</sup> weil sich Weinstock und Kohl nicht vertragen. Oder an einer anderen Stelle: „Dionysos ist Landleuten nützlich, die Baumfrüchte und besonders Reben anbauen; ferner Wirtsleuten und allen Theaterschaffenden.“<sup>36</sup> Artemidor recurriert hier auf die allgemein anerkannten und akzeptierten Zuständigkeiten des Gottes, was seine Deutung plausibel macht.<sup>37</sup>

Der eben schon angesprochene Personenkreis, der mit Wein, Weinstöcken etc. beruflich verbunden war, findet weitere Berücksichtigung, und zwar in einer auf sie zugeschnittenen Deutung: „Stechmücken und sogenannte Schnaken und ähnliche Insekten bedeuten, dass zu dem Träumenden üble Menschen kommen, die

<sup>32</sup> Dazu FESTUGIÈRE 1975, 78; zur Farbpalette HARRIS-MCCOY 2012, 457.

<sup>33</sup> Artemidor 4,2,246,24–247,4: οἷον τῷ νοσοῦντι ἄρτοι ὥμοί, καίτοι Δήμητρος καρπός εἰσιν, ἀλλὰ διὰ τὸ μέλλειν ὀπταῖσθαι λαβρότερον ἐπάγουσι τὸν πυρετόν, τῷ δὲ γῆμαι καὶ κοινωνῆσαι θέλοντι ἄμπελος καὶ οἶνος, ἡ μὲν διὰ τοὺς ἔλικας ὁ δὲ διὰ τὴν κράσιν, ἐπιτηδειότερα πυρῶν ἢ κριθῶν. Zu Problemen des Textverständnisses des gesamten Abschnitts: FESTUGIÈRE 1975, 223f.

<sup>34</sup> Zur Verbindung grundsätzlich BRUN 2003, 13–26.

<sup>35</sup> Artemidor 1,67,73,22–25: κράμβαι δὲ πρὸς οὐδέν εἰσι χρήσιμοι, μάλιστα δὲ καπήλοις καὶ ἀμπελουργοῖς καὶ πᾶσι τοῖς περὶ τὸν Διόνυσον τεχνίταις πονηραὶ καθίστανται, ἐπειδὴ ἄμπελος μόνη κράμβη οὐ περιπλέκεται. Zur Begründung und mit weiteren Belegen HARRIS-MCCOY 2012, 455, außerdem FESTUGIÈRE 1975, 73.

<sup>36</sup> Artemidor 2,37,169,19–21: Διόνυσος τοῖς γεωργοῖς συμφέρει τοῖς τὸν ξυλικὸν καρπὸν γεωργοῦσι, μάλιστα ἀμπέλους καὶ καπήλοις δὲ καὶ πᾶσι τοῖς περὶ τὸν Διόνυσον τεχνίταις.

<sup>37</sup> Belege und Literatur bei SCHLESIER 1997, 653f. und 655.

Schaden anrichten und ihn außerdem in Verruf bringen. Den Wirten und Weinhändlern verkünden sie, dass ihr Wein sich zu Essig verwandeln wird; denn diese Insekten lieben den Essig.<sup>38</sup> Artemidor bemüht hier erneut den Schaden in wirtschaftlicher Hinsicht, wiederum mit einer Deutung, die den Klienten aus ihrem Alltag bekannt gewesen sein dürfte. Für den Weinhandel sind Transportgefäße wichtig, und so werden an – freilich nur – einer Stelle Amphoren genannt. Sie bedeuten „die Gehilfen“,<sup>39</sup> in jedem Fall also ein wirtschaftliches Vorankommen. Allerdings gibt Artemidor im Kontext der Behandlung von Gefäßen und Hohlmaßen überhaupt keine weitere Differenzierung bei der Deutung, so dass man davon ausgehen kann, dass ein Element in einer ganzen Szenerie gemeint ist.

Auch Artemidor war offenkundig das Motiv des Weinstocks, der aus dem Körper heraus wächst, bekannt, sei es aus dem von ihm recherchierten Traummaterial, sei es aus der Literatur; er ordnet es jedenfalls ein unter Träume dieser Art mit Pflanzen schlechthin:<sup>40</sup> „Wenn einer träumt, dass aus dem Körper eine Pflanze gewachsen ist, wird er, wie einige behaupten, sterben; denn die Pflanzen wachsen aus der Erde und zu Erde löst sich auch der Körper der Verstorbenen auf. ... Es besteht auch ein Unterschied unter den Pflanzen selbst, da sie manchmal nicht den Tod bewirken, sondern Schnitte und andere Eingriffe des Chirurgen. Das betrifft vor allem Pflanzen, die regelmäßig beschnitten werden wie der Weinstock. Ich kenne einen, der träumte, aus seinem Kopf sei ein Weinstock herausgewachsen; es wurde ihm nur das Gaumenzäpfchen abgeschnitten.“<sup>41</sup> Grundsätzlich wird derlei Träumen mit der Voraussage des Todes aufgrund der vorgenommenen Gleichset-

<sup>38</sup> Artemidor 3,8,208,3–7: Κώνωπες καὶ αἱ λεγόμεναι ἐμπίδες καὶ εἴ τι ἄλλο ὅμοιον ἀνθρώπους ἐπιφοιτῆσαι τῷ ἰδόντι σημαίνουσι πονηρούς, βλάβην ἐνδεικνυμένους καὶ προσέτι καταβοῶντας. καπήλοις δὲ καὶ οἶνεμπόροις εἰς ὄξος μεταβαλεῖν τὸν οἶνον προαγορεύουσι· χαίρουσι γὰρ ὄξει. Zur Stelle vgl. FESTUGIÈRE 1975, 187f., dort auch der Hinweis auf Aristoteles, *Historia animalium* 4,8,535a3 und 5,19,552b5, demzufolge die Larven aus dem Essig entstehen. Nach HARRIS-MCCOY 2012, 510 lässt sich kaum zwischen Stechmücken und Schnaken unterscheiden. Zum Essig und zu seiner Bedeutung in der Antike: BRUN 2003, 91f.

<sup>39</sup> Artemidor 1,74,81,4f.: ἀμφορεῖς <δὲ> τοὺς ὑπηρέτας.

<sup>40</sup> An anderer Stelle ist Artemidor mit identischer Deutung bereits auf Körperteile eingegangen, aus denen eine Pflanze herauswächst, etwa in 1,47,53,5–12 (Pflanzen, insbesondere ein Schilfrohr aus dem Knie), zum Wortspiel an dieser Stelle FESTUGIÈRE 1975, 55f., der noch auf Beispiele aus Buch 5 hinweist: 5,18 (Ölbaum wächst aus dem Kopf), 5,63 (Weizenhalme aus der Brust) und 5,84 (Weizenhalme aus der Brust ausgerissen).

<sup>41</sup> Artemidor 3,46,223,16–19.23–224,3: Ὅτι δ' ἂν ἐκ <τοῦ> σώματος φυτὸν πεφυκέναι δόξη τις, ὥς μὲν ἔνιοι λέγουσι, τεθνήσκει· γῆθεν γὰρ φύεται τὰ φυτὰ, εἰς γῆν δὲ καὶ τὰ τῶν ἀποθανόντων ἀναλύεται σώματα. ... ἔστι δὲ τις καὶ περὶ αὐτὰ τὰ φυτὰ διαφορά, ὥς ἐνίοτε μὴ θάνατον ποιεῖν ἀλλὰ τομὰς καὶ χειρουργίας. τοῦτο δ' ἂν συμβαίνοι ἀπὸ τῶν ἐκάστοτε τεμνομένων, οἶον ἀμπέλου καὶ τῶν ὁμοίων. οἶδα γοῦν τινα, ὃς ἔδοξεν ἐκ τῆς κεφαλῆς αὐτοῦ πεφυκέναι ἄμπελον, καὶ αὐτὸ μόνον ἐσταφυλοτομήθη.

zung ein negativer Ausgang beschieden,<sup>42</sup> während bei regelmäßig beschnittenen Pflanzen, zu denen auch der Weinstock gehört, chirurgische Eingriffe angezeigt werden, was zweifellos – im Vergleich mit dem tödlichen Ausgang des Traumes – positiv zu verstehen ist. Artemidor nimmt insofern einen Wechsel des *tertium comparationis* vor, als es hier auf das Schneiden ankommt. Das zuletzt genannte Beispiel beruht darauf, dass das Wort σταφυλή sowohl für „Traube“ als für das im geschwellenen Zustand wie eine Traube aussehende „Gaumenzäpfchen“ (*uvula*) bzw. im Verb σταφυλοτομεῖν für das Abschneiden von beiden verwendet wird.<sup>43</sup> Die vollständige Entfernung der *uvula* kann zwei Folgen nach sich ziehen, zum einen erhebliche Schluckstörungen, zum anderen Probleme bei der phonetischen Artikulation und insbesondere Aspiration.<sup>44</sup> Die Exzision des Gaumenzäpfchens steht somit für einen Zustand, der mit körperlichen Beeinträchtigung verbunden sein kann, er wird aber in jedem Fall als besser als der Tod angesehen.

Der Aspekt des Schneidens wird noch in einem weiteren Kontext bemüht, insofern schnelles Wachstum für die zeitliche Dimension der Traumerfüllung in positiver wie negativer Hinsicht steht: „Alles aber, was schnell wächst und gedeiht, zum Beispiel von den Pflanzen der Weinstock und der Pfirsich, von den Tieren das Schwein und ähnliche Tiere, führt das Glück und das Unglück schnell herbei.“<sup>45</sup> Dahinter stehen auf der Deutungsebene die Beobachtung des starken Austreibens mancher Pflanzen, die deshalb regelmäßig geschnitten werden müssen, sowie der Schweinemast, auf die zahlreiche antike Autoren verweisen.<sup>46</sup>

Dass Träume mit dem Weinstock als Traumsymbol weiter verbreitet waren, zeigt Artemidor schließlich an zwei weiteren Stellen, wobei er sich in einem Fall noch auf die Autorität eines anderen Traumdeuters beruft – über diesen Phoibos von Antiocheia, den er noch an anderen Stellen zitiert und offenkundig schätzt, ist sonst nichts bekannt.<sup>47</sup>

*Wenn einer etwas Ähnliches, sei es Verwandtes oder Vertrautes, sieht, so ist das bestimmt weniger schlimm, wenn er es zusammen mit dem Verwandten oder Vertrauten sieht. Beispielsweise*

---

<sup>42</sup> Zum Zusammenhang zwischen Traum und Tod bei Artemidor und zur Todessymbolik in seinem Traumbuch: WEBER 2012, 80f.

<sup>43</sup> Dazu FESTUGIÈRE 1975, 201 und HARRIS-MCCOY 2012, 515.

<sup>44</sup> Die Verkleinerung der *uvula* wird mitunter zur Verhinderung starken Schnarchens praktiziert, aber das scheint hier nicht gemeint zu sein.

<sup>45</sup> Artemidor 4,11,250,14–16: ὅσα δὲ ταχέως φύεται καὶ ταχέως αὖξεται, φυτῶν μὲν ἄμπελος καὶ περσική, ζώων δὲ χοῖρος καὶ τὰ ὅμοια, ταχέως καὶ τὰ καλὰ καὶ τὰ κακὰ ἐπάγει.

<sup>46</sup> Dazu SCHNEIDER 2001 mit zahlreichen Belegen.

<sup>47</sup> Artemidor 1,2, 2,9, 4,66. Zu Phoibos auch VINAGRE LOBO 2011, 253–256; HARRIS-MCCOY 2012, 546.

*träumt jemand, der ein Fass voll Wein hatte, ein Weinstock sei aus dem Fass herausgewachsen. Auch bei Phoibos von Antiocheia ist ein solches Traumgesicht verzeichnet. Es träumte einer, der ein Fass voll Wein hatte, aus dem Fass sei ein Ölbaum herausgewachsen. Und Phoibos fügt hinzu, dass alle, die von dem Wein tranken, starben, weil in dem Wein eine Schlange umgekommen war. Bei demjenigen, der geträumt hatte, aus dem Fass sei ganz ähnlich ein Weinstock herausgewachsen, war auch in dem Fasse eine tote Schlange und der Wein genauso verdorben, aber niemand trank davon und starb. Sie kamen nämlich überein, den Wein, den sie trinken wollten, vorher durchzusehen; als sie das, was geschehen war, sahen, gossen sie den Wein weg. Deswegen kamen sie nicht um. Denn weil der Weinstock mit dem Fass in enger Beziehung steht, ging das Traumgesicht weniger schlimm aus.<sup>48</sup>*

Artemidor gibt hier in Buch 4, in dem vor allem erklärende Nachträge und Deutungshilfen gegeben werden, eine Anleitung für die Deutung von Traumsequenzen, indem er die Zusammengehörigkeit von Symbolen – in diesem Fall Wein, Fass und Weinstock im Gegensatz zu Wein, Fass und Ölbaum – als gut bzw. weniger schlimm erachtet. Derartige Passagen sind deswegen wichtig, weil Artemidor zwar durchaus immer wieder nicht nur die Deutung für einzelne Symbole,<sup>49</sup> sondern für ganze Sequenzen gibt, aber nur selten einen Einblick in die kon-

<sup>48</sup> Artemidor 4,48,275,3–19: ἅμα τῷ οἰκείῳ καὶ συγγενεῖ βλέπομενον ἦττον ἂν εἴη πονηρόν. οἶον ἔδοξε τις πίθον ἔχων οἴνου μεστὸν ἄμπελον ἐκ τοῦ πίθου πεφυκέναι. ἔστι δὲ καὶ παρὰ Φοίβῳ τῷ Ἀντιοχεῖ ὄνειρος τοιοῦτος. ἔδοξε τις πίθον ἔχων οἴνου πλέων ἐκ τοῦ πίθου ἐλαίαν πεφυκέναι. καὶ φησιν ὁ Φοῖβος ὅτι πάντες οἱ πίνοντες τοῦ οἴνου ἀπέθανον ἐχίδνης ἐναποθανούσης τῷ οἴνῳ. τῷ δὲ δόξαντι ἐκ τοῦ πίθου ὁμοίως ἄμπελον πεφυκέναι ἦν μὲν καὶ τούτῳ ἐν τῷ πίθῳ ἐχίδνα νεκρά καὶ ὁ οἶνος ὁμοίως διέφθαρτο, οὐ μὴν ἐπιόν γε τινες οὐδὲ ἀπέθανον· δόξαν γὰρ αὐτοῖς διυλίσαι πρότερον τὸν οἶνον ὡς αὐθις πιόμενοι, μαθόντες τὸ συμβεβηκός [εὐρόντες δὲ τὰ θηρίου ὅσα] ἐξέχεαν τὸν οἶνον. ἦν δὲ εἰκὸς τούτους μὴ ἀποθανεῖν [οὐ γὰρ εἴ τι ἄμπελος τοῦτο καὶ οἶνος ὅθεν ἄποτος ἐγένετο ὁ οἶνος]· ἐπεὶ γὰρ οἰκεία ἢ ἄμπελος τῷ ἐν τῷ πίθῳ ὕγρῳ, ἦττον ἐγένετο ὁ ὄνειρος πονηρός [διὸ καὶ οὐκ ἀπέθανον].

<sup>49</sup> Das Fass wird auch als Beispiel für ein einfaches Traumsymbol genannt, das nach dem Grundsatz der Ähnlichkeit interpretiert wird, so Artemidor 4,28,262,24–263,2: „Von den Hausgeräten und Werkzeugen bedeutet jedes einzelne Stück entweder das Handwerk oder das, was ihr Inhalt ist, wie zum Beispiel Fässer Wein oder Öl, Getreidebehälter Weizen oder Gerste oder entsprechend irgend etwas, das eine ähnliche Verwendung findet, wie Werkzeuge jeder Art die Freunde, die Kinder, die Eltern bezeichnen ...“ (Ἐτι καὶ τῶν σκευῶν καὶ τῶν ἐργαλείων ἕκαστον ἢ τὴν τέχνην σημαίνει ἢ τὸ περιεχόμενον ὑπ' αὐτοῦ, ὡς πίθοι οἶνον ἢ ἔλαιον καὶ σιπύη πυροῦς ἢ κριθᾶς ἢ κατὰ ἀναλογίαν τὸ

krete Praxis gewährt. Das Prinzip der Ähnlichkeit begegnet auch an anderen Orten, wenngleich der Verweis auf die tote Schlange, nach der im einen Fall gar nicht gesucht bzw. die im anderen überraschenderweise – aufgrund des Durchseihens oder einer Geruchsveränderung? – gefunden wird, nicht wirklich überzeugen kann.

Schließlich berichtet Artemidor auch in Buch 5, in dem er 95 Beispiele für Träume und deren in Erfüllung gegangene Deutung gleichsam als Beleg für die Stichhaltigkeit seiner Methodik zusammengestellt hat, einen Weinstock-Traum:

*Ein Mann, der zwei unverheiratete Töchter hatte, träumte, die eine habe auf dem Kopf eine goldene Aphrodite angebunden, der anderen aber wäre ein Weinstock emporgewachsen. Von denen heiratete die eine, die andere starb; denn die Aphrodite war das Sinnbild der Ehe und der Kindererzeugung gemäß dem Homervers: ‚Ordne du lieber hinfort anmutige Werke der Hochzeit‘ (Ilias 5,429), und das kostbare Material bedeutete die Freuden der Ehe, denn auch sonst entspricht das Gold der Aphrodite. Die Bänder aber zeigten die Unlösbarkeit der Ehe; der Weinstock aber war ein Zeichen des Todes, der die andere ereilen sollte, weil er aus der Erde hervor sprießt – in Erde lösen sich die Toten auf – und weil der Weinstock zur Zeit der vollen Reife seiner Frucht beraubt wird.<sup>50</sup>*

Bei der Deutung dieses Traumes begegnet erneut die bereits in 3,46 angewandte Symbolik, indem der aus einem Körperteil sprießende Weinstock auf den Tod verweisen soll, einschließlich des Verweises auf die Erde, in der sich die Toten auflösen. Die genaue Bestimmung des Körperteils spielt freilich für die Deutung keine Rolle, zumindest wird nicht darauf verwiesen, ebenso wenig wie auf die Jahreszeit, in der sich der Weinstock befindet. Letztere spielt freilich für die Deutung eine Rolle, denn die Weinlese – eigentlich ein periodisch wiederkehrender

ὅμοιον δὲ τῇ χρήσει, ὡς ἐργαλεῖα πάντα φίλους καὶ τέκνα καὶ γονεῖς). Zur Verwendung von Weinfässern für verschiedene Zwecke: BRUN 2003, 103–106.

<sup>50</sup> Artemidor 5,39,310,12–25: Ἐδοξέ τις δύο θυγατέρας ἔχων παρθένους τὴν μὲν προτέραν ἔχειν ἐπὶ τὴν κεφαλὴν χρυσέαν Ἀφροδίτην πεπεδημένην, τὴν δ' ἑτέραν ἀμπέλου στέλεχος πεφυκός. τούτων ἡ μὲν προτέρα ἐγήματο, ἡ δὲ ἑτέρα ἀπέθανεν· ἡ γὰρ Ἀφροδίτη γάμου καὶ παιδοποιίας ἦν σύμβολον κατὰ τὸ Ὀμηρικόν ἄλλα σύ γ' ἱμερόεντα μετέρχεο ἔργα γάμοιο, καὶ τὸ πολυτελὲς τῆς ὕλης τὸ τερπνὸν τοῦ γάμου ἐσήμαινεν, ἄλλως τε καὶ κατάλληλος τῇ Ἀφροδίτῃ ὁ χρυσός [ὃν ἐπεδέδητο]. αἱ δὲ πέδαι τὸ ἀδιάλυτον τοῦ γάμου ἐσήμαινον· ἡ δὲ ἄμπελος θανάτου σημεῖον ἦν τοῦ περὶ τὴν ἑτέραν ἐσομένου διὰ τὸ γῆθεν φύεσθαι (εἰς γῆν δὲ καὶ τὰ σώματα ἀναλύεται) καὶ ὅτι ἐν τῷ ἀκαμιοτάτῳ τῆς ὥρας τοῦ καρποῦ στερίσκεται ἡ ἄμπελος.



natürlicher Vorgang – bedeutet für den Weinstock in der Tat einen Verlust, wenn-  
gleich er daran nicht zugrunde geht.

### 3. Zusammenfassung und Auswertung

Das Material für den Zusammenhang von Traum und Wein bei Artemidor lässt erkennen, dass auf der Ebene der Traumsymbole Grundgegebenheiten zu finden sind: Genannt werden verschiedene Weinarten, das Trinken an sich, dann Weinstöcke, Weinlese, Weinfässer und die damit verbundenen Arbeiten. Traumsymbole und -sequenzen spiegeln jedoch keine vertieften Kenntnisse wider, wie sie sich etwa in landwirtschaftlichen Handbüchern finden lassen<sup>51</sup> – vor allem der komplexe Prozess der *Weinherstellung* und die Zucht bzw. Veredelung der Sorten fehlen.<sup>52</sup> Daraus lässt sich schließen, dass Artemidors Klientel wohl nicht in besonderem Maße mit allem, was zum eigentlichen Weinanbau gehört, befasst war. Dies entspricht dem sonstigen Status des Weinbaus in Kleinasien, dem traditioneller Weise (und nicht erst in der römischen Kaiserzeit) im Vergleich mit anderen Regionen keine besondere Relevanz zukam,<sup>53</sup> allenfalls in den Regionen Phrygien, Lydien, Paphlagonien und Kilikien, um Pergamon herum sowie vor allem auf den Inseln der östlichen Ägäis wie Rhodos, Chios und Lesbos.<sup>54</sup> In Ephesos gab es zumindest früher einen Handel mit milesischen Transportamphoren.<sup>55</sup>

---

<sup>51</sup> Zu denken ist hier an die Schriften Catos, Varros und Columellas, außerdem aus dem 5. Jh. n. Chr. Palladius; zum Spektrum seiner Ausführungen über den Weinbau (Rebsorten, Anlage eines Weinbergs, Rebstock, Weinkeller, Kelter) vgl. jetzt BARTOLDUS 2012, 141–159.

<sup>52</sup> Dazu BRUN 2003, 49–83; KÖNIG 2012.

<sup>53</sup> Zur Landwirtschaft insgesamt vgl. MAREK 2010, 498–503, der den Weinanbau freilich zusammen mit Getreide und Öl an erster Stelle sieht: „Beim Wein, der nicht nur an Hängen, sondern auch in der Ebene angebaut wurde, und der außer dem Getränk Tafelobst, Rosinen, Essig, Parfüm und Medizin lieferte, finden wir – von Spezialitäten wie dem phrygischen abgesehen ... – Schwerpunkte am Marmarameer, an der Ägäisküste mit den vorgelagerten Inseln und an der Südküste. Weinranken und Trauben zieren unzählige Bildmotive aus Kleinasien seit der Zeit der Hethiter.“ Plinius im 14. Buch seiner *Naturalis historia* erwähnt bei seiner eingehenden Diskussion von Weinsorten und -anbaugebieten Kleinasien nicht ausführlich, auch wenn man hier sicherlich keine Vollständigkeit erwarten darf, sondern der Schwerpunkt seiner Kenntnisse eindeutig in Italien zu verorten ist: neben den Inseln Chios und Lesbos (14,73f., 96f.) werden allein die Troas (14,43), Smyrna (14,54), Klazomenai (14,73), Tmolos und Telmessos (14,74) sowie Knidos und Apameia (14,75) erwähnt, hingegen sei Wein aus Ephesos (14,75) „nicht zuträglich, weil er mit Seewasser und Mostsaft versetzt wird“ (... *nec Ephesium salubre esse, quoniam mari et defruto condiatur*).

<sup>54</sup> Vgl. BRUN 2004, 132–135, außerdem die Karte mit den Verbreitungsgebieten bei RUFFING 2002, 425f. Zu Phrygien: SIVAS 2003, zu Pergamon JACQUES 1996, zu Paphlagonien LAFLI 2012 mit zahlreichen Befunden für die Weinproduktion im südli-

Dennoch hat das Themenfeld ‚Wein‘ nach Artemidor durchaus eine soziale Relevanz: Zum einen kommen mehrfach bestimmte, mit Wein verbundene Klientengruppen – Winzer, Wirte, Weinhändler – vor; für diese werden spezifische Deutungen gegeben, denn jenseits des Anbaus in sicher eher bescheidenem Ausmaß wurde Wein ausgeschenkt bzw. mit Wein gehandelt.<sup>56</sup> Zum anderen gilt der Genuss auserlesener Weine als Distinktionsmerkmal zwischen reich und arm. Schließlich ist die allgemeine Klientel der Deutungen in jedem Fall vom zweifellos alltäglichen Weinkonsum betroffen, insofern vorübergehende Rauschzustände durchaus gesellschaftlich akzeptiert waren; jedoch die unangenehmen Folgen, die für Individuen und Kollektive daraus erwachsen konnten, dürften nicht nur aus der Literatur bekannt gewesen sein.<sup>57</sup> Artemidor kennt freilich als Traumsymbol auch „fröhliche Gelage, bei denen man die ganze Nacht wach bleibt“ (μετὰ ἀγρυπνίας εὐφροσύναι), ohne explizit den Weingenuss zu erwähnen; aber auch an dieser Stelle wird der Traum für Traurige und Ängstliche positiv gedeutet, weil sie von Kummer und Furcht befreit würden; „denn ohne gute Laune kann man nicht die ganze Nacht hindurch feiern.“<sup>58</sup>

---

chen Schwarzmeergebiet; zu Kilikien RAUH/DILLON/DORE/ROTHAUS/KORSHOLM 2006, denen zufolge die Region in der Weinproduktion ebenso wie im Export stark engagiert war.

<sup>55</sup> Für die archaische Zeit: KERSCHNER/MOMMSEN 2005.

<sup>56</sup> Zum Weinexport aus Italien nach Kleinasien: TCHERNIA/BRUN 1999, 150, Abb. 187, außerdem BEZECZKY 2005.

<sup>57</sup> Dazu VILLARD 2002. Mit der Verbreitung von Motiven aus der Literatur, etwa dem aus einem Körperteil sprießenden Weinstock, muss aber in jedem Fall gerechnet werden.

<sup>58</sup> Artemidor 3,61,231, 5f. und 9f.: οὐ γὰρ ἔνεστι παννυχίζειν μὴ οὐχὶ ἐν πολλῇ εὐφροσύνῃ ὄντας. Der Begriff der εὐφροσύνη wird auch noch 1,76 verwendet, während συμπόσιον nicht vorkommt.

## Bibliographie:

- ANEZIRI, Sophia: *Die Vereine der dionysischen Techniten im Kontext der hellenistischen Gesellschaft. Untersuchungen zur Geschichte, Organisation und Wirkung der hellenistischen Technitenvereine*. Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2003 (Historia Einzelschriften 163).
- BARTOLDUS, Marco J.: *Paladius Rutilius Taurus Aemilianus. Welt und Wert spätantiker Landwirtschaft*. Augsburg: Wißner-Verlag 2012.
- BEGUIN, Daniel: Le vin médecin chez Galien, in: JOUANNA, Jacques & VILLARD, Laurence (Hg.), *Vin et Santé en Grèce Ancienne*. Athen: École Française d'Athènes & Paris: De Boccard 2002 (BCH Supplément 40), 141–154.
- BEZECZKY, Tamás: Wine Trade from Campania to Ephesos, in: BRANDT, Barbara, GASSNER, Verena & LADSTÄTTER, Sabine, *Synergia. Festschrift für Friedrich Krinzinger*. Wien: Phoibos-Verlag 2005, I 51–53.
- BOWERSOCK, Glen W.: Artemidorus and the Second Sophistic, in: BORG, Barbara E. (Hg.), *Paideia. The World of the Second Sophistic*. Berlin/New York: de Gruyter 2004, 53–63.
- BRUN, Jean-Pierre: *Le vin et l'huile dans la Méditerranée antique. Viticulture, oléiculture et procédés de fabrication*. Paris: éditions errance 2003.
- DERS., *Archéologie du vin et de l'huile. De la préhistoire à l'époque hellénistique*. Paris: éditions errance 2004.
- CHANDEZON, Christophe: Artémidore: le cadre historique, géographique et social d'une vie, in: DU BOUCHET Julien & CHANDEZON, Christophe (Hg.), *Études sur Artémidore et l'interprétation des rêves*. Nanterre: Presses Universitaires de Paris Ouest 2012 (Rêves et société dans les civilisations du passé 1), 10–26.
- CHRISTOFFEL, Karl: *Kulturgeschichte des Weines. Von dem Werdegang der Weinkultur, ihrem Mythos und Mysterium*. Trier: Spee-Verlag 1981.
- DEL CORNO, Dario: *Graecorum de re onirocritica scriptorum reliquiae. Testi e documenti*. Mailand: Cisalpino 1969.
- CORVISIER, Jean-Nicolas: Vin et démographie dans le monde grec, in: JOUANNA, Jacques & VILLARD, Laurence (Hg.), *Vin et Santé en Grèce Ancienne*. Athen: École Française d'Athènes & Paris: De Boccard 2002, (BCH Supplément 40), 93–102.
- FESTUGIERE, André Jean: *Artémidore. La clef des songes. Onirocriticon*. Paris: Librairie philosophique J. Vrin 1975.
- FOUCAULT, Michel: *Sexualität und Wahrheit 3: Die Sorge um sich*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag 1991 (urspr. frz. *Histoire de la sexualité 3: Le souci de soi*. Paris 1984).
- FRISCH, Peter: *Die Träume bei Herodot*. Meisenheim am Glan: Verlag Anton Hain 1968 (Beiträge zur Klassischen Philologie 27).

- FURRER, Daniel: *Zechen und Bechern. Eine Kulturgeschichte des Trinkens und Betrinksens*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2006. FURRER, Daniel: *Zechen und Bechern. Eine Kulturgeschichte des Trinkens und Betrinksens*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2006.
- HAHN, Istvan: *Traumdeutung und gesellschaftliche Wirklichkeit. Artemidorus Daldianus als sozialgeschichtliche Quelle*. Konstanz: Universitätsverlag Konstanz 1993 (Xenia. Konstanzer althistorische Vorträge und Forschungen 27).
- HARLAND, Philip A.: *Associations, Synagogues, and Congregations. Claiming a Place in Ancient Mediterranean Society*. Minneapolis: Fortress Press 2003.
- HARRIS-MCCOY, Daniel E.: *Artemidorus' Oneirocritica. Text, Translation, and Commentary*. Oxford: Oxford University Press 2012.
- JACQUES, Jean-Marie: La conservation du vin à Pergame au IIe s. apr. J.-C., *Revue des études anciennes* 98, 1996, 173–185.
- KERSCHNER, Michael & MOMMSEN, Heide: Transportamphoren milesischen Typs in Ephesos. Archäometrische und archäologische Untersuchungen zum Handel im archaischen Ionien, in: BRANDT, Barbara, GASSNER, Verena & LADSTÄTTER, Sabine (Hg.), *Synergia. Festschrift für Friedrich Krinzinger*. Wien: Phoibos-Verlag 2005, I 119–130.
- KIRBIHLER, François: Un auteur et sa ville: Artémidore, la Clef des songes et les réalités éphésiennes, erscheint in: DU BOUCHET, Julien & CHANDEZON, Christophe (Hg.), *Études sur Artémidore et l'interprétation des rêves*. Paris: Collection Budé 2013 (Rêves et société dans les civilisations du passé 2).
- KÖNIG, Margarethe: Rebsorten in der Antike. Betrachtungen aus archäobotanischer Sicht, in: JUNG, Patrick (Hg.), *Utere felix vivas. Festschrift für Jürgen Oldenstein*. Bonn: Habelt 2012 (Universitätsforschungen zur prähistorischen Archäologie 208), 143–158.
- LAFLI, Ergün: Archäologische Evidenzen zum Weinanbau im südwestlichen Paphlagonien in römischer und frühbyzantinischer Zeit, in: OLSHAUSEN, Eckart & SAUER, Vera (Hg.), *Die Schätze der Erde – Natürliche Ressourcen in der antiken Welt*. Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2012 (Geographica Historica 28), 261–280.
- LÖWE, Gerhard: *Artemidor. Traumkunst*. Leipzig: Reclam-Verlag 1991.
- MAREK, Christian: *Geschichte Kleinasien in der Antike*. München: Verlag C.H. Beck 2010.
- MUSTI, Domenico: Il Dionisismo degli Attalidi: Antecedenti, modelli, sviluppi, in: *L'association dionysiaque dans les sociétés anciennes*. Paris/Rom: de Boccard 1986 (Collection de l'école française de Rome 89).
- NÄF, Beat: *Traum und Traumdeutung im Altertum*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2004.
- PACK, Roger A.: *Artemidori Daldiani Onirocriticon Libri V*. Leipzig: B.G. Teubner Verlag 1963.

- PHILIPS, Roderick: *Die große Geschichte des Weins*. Frankfurt am Main/New York: Campus-Verlag 2001.
- RAUH, Nicholas K., DILLON, Matthew J., DORE, Christopher, ROTHaus Richard M. & KORSHOLM, Mette: *Viticulture, Oleoculture, and Economic Development in Roman Rough Cilicia*, Münstersche Beiträge zur antiken Handelsgeschichte 25/1, 2006, 49–98.
- RUFFING, Kai: *Weinbau im römischen Ägypten*. St. Katharinen: Scripta Mercaturae Verlag 1999 (Pharos. Studien zur griechisch-römischen Antike 12).
- DERS., Art. Wein. II. Klassische Antike A–B, in: *Der Neue Pauly* 12/2, 2002, 424–434.
- SCHLESIER, Renate: Art. Dionysos. I. Religion, in: *Der Neue Pauly* 3, 1997, 651–662.
- SCHNEIDER, Helmuth: Art. Schwein. III. Klassische Antike, in: *Der Neue Pauly* 11, 2001, 292–294.
- SIVAS, Taciser T.: *Wine Presses of Western Phrygia*, *Ancient West & East* 2/1, 2003, 1–18.
- TCHERNIA, André & BRUN, Jean-Pierre: *Le vin romain antique*. Grenoble: Éditions Glénat 1999.
- VILLARD, Pierre: Quelques remarques sur l'alcoolisme chronique dans l'antiquité classique, in: JOUANNA, Jacques & VILLARD, Laurence (Hg.), *Vin et Santé en Grèce Ancienne*. Athen: École Française d'Athènes & Paris: De Boccard 2002 (BCH Supplément 40), 85–92.
- VINAGRE LOBO, Miguel Ángel: *Los libros griegos de interpretación de sueños*. Zaragoza: Libros Portico 2011.
- WALDE, Christine: *Antike Traumdeutung und moderne Traumforschung*. Düsseldorf: Artemis & Winkler 2001.
- WEBER, Gregor: Artemidor von Daldis und sein ‚Publikum‘, *Gymnasium* 106, 1999, 209–229.
- DERS., *Träume und Visionen in Prinzipat und Spätantike*. Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2000 (Historia Einzelschriften 143).
- DERS., „Zweifach sind die Tore der wesenlosen Träume ...“. Traum und Traumdeutung in der Antike, in: AUCHTER, Thomas & SCHLAGHECK, Michael (Hg.), *Theologie und Psychologie im Dialog über den Traum*. Paderborn: Bonifatius Verlag 2003, 13–48.
- DERS., Le rêve et la mort dans les *Oneirokritika* d'Artémidore, in: DU BOUCHET, Julien & CHANDEZON, Christophe (Hg.), *Études sur Artémidore et l'interprétation des rêves*. Nanterre: Presses Universitaires de Paris Ouest 2012 (Rêves et société dans les civilisations du passé 1), 79–97.
- DERS., Le rêve et l'espace chez Artémidore, erscheint in: DU BOUCHET, Julien & CHANDEZON, Christophe (Hg.), *Études sur Artémidore et l'interprétation des*

*rêves*. Paris: Collection Budé 2013 (Rêves et société dans les civilisations du passé 2).

DERS., Emotionen in Artemidors *Oneirokritika*, erscheint in WEBER, Gregor (Hg.), *Artemidor von Daldis und die antike Traumdeutung. Texte – Kontexte – Rezeptionen*. Berlin: Akademie Verlag 2014 (Colloquia Augustana).

## Wenn Männer schweigen: Margarete von Österreich, Luise von Savoyen und der Damenfriede von Cambrai 1529

KAY PETER JANKRIFT

Am 3. August 1529 unterzeichneten Margarete von Österreich (1480–1530) und Luise von Savoyen (1476–1531) als Verhandlungsführerinnen der beiden Konfliktparteien den Friedensvertrag von Cambrai.<sup>1</sup> Damit fand der Krieg der Liga von Cognac zwischen Kaiser Karl V. (1500–1558) und dem französischen König Franz I. (1494–1547) sein Ende.<sup>2</sup> Obwohl die Diplomatie zu dieser Zeit von männlichen Gesandten dominiert wurde, traten bisweilen auch weibliche Unterhändlerinnen in Erscheinung.<sup>3</sup> Dass aber gleich beide Parteien von den politisch einflussreichsten Frauen ihrer Zeit vertreten wurden, war jedoch so außergewöhnlich, dass der Friedensschluss von Cambrai schon von den Zeitgenossen Paix des Dames, ‚Damenfrieden‘, genannt wurde.<sup>4</sup> Wie aber, so stellt sich die Frage, war es zu dieser besonderen Situation gekommen? Unterschieden sich gar Vorbereitung, Ablauf und Ergebnis der Verhandlungen zum Damenfrieden von den ansonsten üblichen Gepflogenheiten der Diplomatie? Hierzu ist zunächst ein kurzer Blick auf die vorangegangenen Ereignisse nötig.

---

<sup>1</sup> Ein Volldigitalisat des Vertrages findet sich unter [http://www.ieg-mainz.de/likecms/likecms.php?site=site.htm&dir=&ieg2sess=c931ca01th6mnkqfb6k6ae2re0&nav=85&siteid=133&treaty=1758&lastsiteid=76&searchquery=%26is\\_fts%3D%26filter\\_select%3D%26filter\\_wt%3D%26filter\\_id%3D%26filter\\_l%3D%26filter\\_p%3D%26searchlang%3Dde%26searchstring%3D%26date%3D%26year\\_from%3D1528%26year\\_till%3D1529%26location%3D](http://www.ieg-mainz.de/likecms/likecms.php?site=site.htm&dir=&ieg2sess=c931ca01th6mnkqfb6k6ae2re0&nav=85&siteid=133&treaty=1758&lastsiteid=76&searchquery=%26is_fts%3D%26filter_select%3D%26filter_wt%3D%26filter_id%3D%26filter_l%3D%26filter_p%3D%26searchlang%3Dde%26searchstring%3D%26date%3D%26year_from%3D1528%26year_till%3D1529%26location%3D). Das Teutsche Reichs-Archiv. ↯Des↯ Teutschen Reichs-Archivs Partis Specialis Continuatio I, Leipzig 1711, 193–222.

<sup>2</sup> Hierzu u. a. *David Potter*, *Renaissance France at War. Armies, Culture and Society*, c. 1480–1560, Woodbridge 2008. *Jean-Louis Fourné/Jean-Claude Zancarini*, *Les Guerres d’Italie, des batailles pour l’Europe*, Paris 2003. Jacques Heers, *L’Histoire oubliée des guerres d’Italie*, Versailles 2009.

<sup>3</sup> Zur Diplomatie des 16. Jahrhunderts noch immer grundlegend *Garrett Mattingly*, *Renaissance Diplomacy*, New York 1955 [Neudruck: 2008].

<sup>4</sup> *Manuel Fernandez Alvarez*, *Karl V., Herrscher eines Weltreichs*, München 1999, 95.

## Die Vorgeschichte: Der erste Krieg Karls V. gegen Franz I. (1521–1525) und der Friede von Madrid

Der Ursprung des Dauerkonflikts zwischen Karl V. und Franz I. reichte bis in das Jahr der Kaiserwahl, 1519, zurück.<sup>5</sup> Der französische König hatte sich große Hoffnungen auf die Kaiserwürde gemacht, die entgegen seinen Erwartungen an den jüngeren, erst neunzehnjährigen Habsburger Karl V. fiel.<sup>6</sup> Zutiefst gekränkt durch diese Wahlentscheidung reagierte Franz I. mit einem Krieg gegen den neuen Kaiser. Der französische König I. wählte die Stunde günstig, um Karl in seine Schranken zu weisen. Immerhin hatte der Kaiser zu dieser Zeit Probleme an mehreren Fronten. Papst Leo X. war ihm alles andere als wohlgesonnen. Zudem gab es innere Unruhen in Spanien und Deutschland. Franz bemühte sich nach Kräften, diese Probleme auszuweiten, so in Navarra und den Niederlanden, hauptsächlich aber in Italien.<sup>7</sup> Auf den weiteren Verlauf der bewaffneten Auseinandersetzung, die maßgeblich auf dem Rücken Italiens ausgetragen wurde, sowie die politischen Ereignisse im Umfeld des Konflikts muss in diesem Rahmen nicht ausführlich eingegangen werden. Das für unsere Betrachtung entscheidende Ereignis dieses Krieges ist die Gefangennahme des französischen Königs in der Schlacht von Pavia.<sup>8</sup> Der Tag der Gefangennahme hätte kaum symbolträchtiger sein können. Es war Karls 25. Geburtstag, der 24. Februar 1525. Charles de Lannoy, der Vizekönig von Neapel, ließ Franz im Juni 1525 nach Spanien brin-

<sup>5</sup> Hierzu u. a. *Ernst Schulin*, Kaiser Karl V. Geschichte eines übergroßen Wirkungsbereiches, Stuttgart 1999, 86–88. *M. F. Alvarez*, Karl V. (wie Anm. 4), 30–34. *Karl Brandt*, Kaiser Karl V. Werden und Schicksal einer Persönlichkeit und eines Weltreichs, München <sup>7</sup> 1964, 82–91. Zu Franz I. vgl. *Gonzague Saint Bris*, François Ier et la Renaissance. Le roi qui rêvait d'une Europe des cultures, Paris 2008. *Jean Jacquart*, François I., Paris 2003. *Jack Lang*, François Ier ou le rêve italien, Paris 1997. *Gerd Treffer*, Franz I. von Frankreich (1494–1547). Herrscher und Mäzen, Regensburg 1993. François Ier, images d'un roi, de l'histoire à la légende. *Pierre-Gilles Girault* (Hrsg.), Publ. à l'occasion de l'Exposition François Ier, Images d'un Roi, présentée au Château Royal de Blois du 3 juin au 10 septembre 2006, Paris 2006. *Sylvie Le Clech*, François Ier – le roi-chevalier, Paris 2006.

<sup>6</sup> *E. Schulin*, Kaiser Karl V. (wie Anm. 5), 142.

<sup>7</sup> *J. Heers*, Guerres d'Italie (wie Anm. 2). *J.-L. Fournel/J.-C. Zancarini*, Batailles pour l'Europe (wie Anm. 2). *Katrin Hirt*, Die italienischen Kriege zwischen Karl V. und Franz I. in den Jahren 1521–1530 : Medienereignisse in zeitgenössischen deutschen, italienischen und französischen Flugschriften, Gießen 2010. *D. Potter*, Renaissance France (wie Anm. 2).

<sup>8</sup> *Jean Duhamel*, La captivité de François Ier et des Dauphins, Paris 1958 [Neudruck : Paris 1981]. *Louis-Prospér Gachard*, La captivité de François I et le traité de Madrid, Bruxelles 1860.



gen.<sup>9</sup> Weil der gefangene König sich zunächst weigerte, angesichts seiner Lage Verhandlungen über eine Beendigung der Feindseligkeiten zu führen, musste er vergeblich auf eine Unterredung mit dem Kaiser warten. Karls Hofkanzler, der Jurist Mercurino Arborio di Gattinara (1465–1530), hatte dem Herrscher von einer persönlichen Begegnung mit seinem Kontrahenten abgeraten.<sup>10</sup> Schließlich des tatenlosen Wartens überdrüssig, lenkte Franz ein und erklärte sich zu Gesprächen über einen möglichen Friedensschluss bereit. Daraufhin wurde er von Jativa südlich von Valencia in den Alcázar von Madrid gebracht. Doch Karl ließ auch jetzt noch auf sich warten. Erst als Franz erkrankte und angeblich dem Tode nahe war, suchte ihn der Kaiser auf.

Nun nannte Karl V. seinen Preis für den Frieden – die Übergabe von Burgund. Sein Wort, das Herzogtum freizugeben, genügte dem Habsburger. Franz ging zunächst nicht auf diese Forderung ein. Er bot stattdessen an, gänzlich auf Ansprüche in Italien – Neapel und Mailand – sowie auf Flandern und das Artois zu verzichten. Zudem bot er ein Lösegeld von drei Millionen Goldtalern. Karl ging dieses Angebot jedoch nicht weit genug. Rechtlich waren die Gebietsansprüche zwischen beiden Parteien ohnehin strittig, so dass letztlich allein das Lösegeld blieb. Im November 1525 stimmte Franz schließlich den habsburgischen Forderungen zu. Allerdings, so betonte er, müsse er persönlich in Frankreich die Einverständniserklärung der Stände wie auch des Parlaments für die Herausgabe Burgunds erwirken. Als Garantie für sein Versprechen bot er eine Heirat mit Karls Schwester an, Eleonore von Kastilien. Darüber hinaus sollten seine beiden Söhne solange als Geiseln am spanischen Hof bleiben, bis die Vertragsvereinbarungen umgesetzt waren.

Am 14. Januar 1526 unterzeichneten die beiden Herrscher den Friedensvertrag von Madrid.<sup>11</sup> Darin wurden alle Pflichten und Verzichtserklärungen des französischen Königs aufgezählt. Diese sahen unter anderem vor, dem Kaiser für seinen

---

<sup>9</sup> Die weiteren Ereignisse schildert knapp und übersichtlich *E. Schulz*, Kaiser Karl V. (wie Anm. 4), 144–148.

<sup>10</sup> *Ilse Kodek*, Der Hofkanzler Kaiser Karls V. zieht Bilanz. Die Autobiographie Mercurino de Gattinara aus dem Lateinischen übersetzt (Geschichte in der Epoche Karls V., Bd. 4), Münster 2004.

<sup>11</sup> Eine zeitgenössische Kopie des Vertrags in französischer Sprache befindet sich im Archiv des französischen Außenministeriums. Diese ist als Digitalisat online verfügbar unter: [http://basedoc.diplomatie.gouv.fr/exl-php/cadcg.php?CMD=CHERCHE&QUERY=1&MODELE=vues/mae\\_internet\\_\\_traites/home.html&VUE=mae\\_internet\\_\\_traites&NOM=cadic\\_\\_anonyme&FROM\\_LOGIN=1](http://basedoc.diplomatie.gouv.fr/exl-php/cadcg.php?CMD=CHERCHE&QUERY=1&MODELE=vues/mae_internet__traites/home.html&VUE=mae_internet__traites&NOM=cadic__anonyme&FROM_LOGIN=1). In der Mainzer online-Datenbank fehlt der Friedensvertrag von Madrid. *Henri Hauser*, Le traité de Madrid et la cession de la Bourgogne à Charles-Quint : étude sur le sentiment national bourguignon en 1525–1526, Paris 1912 [Neudruck : Genf 1976]. *Miguel A. Ochoa Brun*, Historia de la diplomacia española V: La diplomacia de Carlos V., Madrid 1999. *José M. Dossinague*, La política exterior de España en el siglo XVI, Madrid 1949.

bevorstehenden Italienzug ein Heer und eine Flotte bereit zu stellen. Des Weiteren versprachen beide Parteien, einen gemeinsamen Kreuzzug gegen die Osmanen zu unternehmen. Franz verpflichtete sich, seine beiden Söhne als Geiseln zu stellen, während der König selbst aus der Gefangenschaft freigelassen wurde, um innerhalb von vier Wochen die nötige Zustimmung des Parlaments zur Übergabe Burgunds zu erwirken. Vor dem Altar schwor Franz einen feierlichen Eid auf den Vertrag. Charles de Lannoy versprach er mit dem Ehrenwort des Edelmannes, in die Gefangenschaft zurückzukehren, würde er seine Vertragspflichten nicht erfüllen. Zum Abschied umarmte er seinen Widersacher Karl, der ihn noch einmal ermahnte, Wort zu halten. Im März fand der Austausch des Königs gegen seine beiden Söhne in San Sebastian statt.

Will man seiner später aufgezeichneten Autobiographie glauben, so stand Mercurino di Gattinara den Versprechungen des französischen Königs sehr skeptisch gegenüber. Aus den Aufzeichnungen spricht deutlich die persönliche Abneigung des Hofkanzlers gegen Franz wie wohl auch gegen alles Französische überhaupt. So heißt es darin: *Mercurino aber hielt dagegen, den Empfehlungen der Franzosen, die niemals gelernt hatten, ihr Wort zu halten, dürfe man keineswegs trauen [...]*.<sup>12</sup> Bei Charles de Lannoy riefen offenbar vor allem die Bedingungen, unter denen der Friedensvertrag zustande gekommen war, Zweifel an dessen Umsetzung hervor. Immerhin hatte Franz schon im August 1525 in einem notariellen Protest erklärt, dass nichts von all dem gültig sein solle, zu dem er sich aufgrund der langen Gefangenschaft habe bewegen lassen, sofern dies seiner Pflicht und Ehre entgegenstehe.<sup>13</sup> Da sich beide Kontrahenten in ihrem diplomatischen Gebaren augenscheinlich schwer taten, hatte sich der Vizekönig von Neapel während der Madrider Verhandlungen an Margarete von Österreich gewandt. In seinem Schreiben hatte er die Statthalterin der Niederlande, gewissermaßen als ‚Mutter‘ des Kaisers (*comme mère de Sa Majesté*), ersucht, gemeinsam mit der Mutter des französischen Königs, Luise von Savoyen, den Streit zwischen den Herrschern zu schlichten.<sup>14</sup> Offen äußerte De Lannoy den Vorschlag, dass die Friedensverhandlungen wegen der Klugheit der beiden Damen von Margarete und der Regentin geführt werden sollten ([...] *soit remis à Madame et à la régente, pour, par leur intelligence, paix*).<sup>15</sup> Selbst wenn es erst einige Jahre später in Cambrai zu eben solchen Verhandlungen zwischen den beiden Frauen kommen sollte, spiegelt sich in den Ausführungen des Vizekönigs von Neapel bereits wider, welche Wertschätzung Margarete und Luise auf der politischen Bühne genossen und welche

---

<sup>12</sup> I. Kodek, Großkanzler (wie Anm. 10), 182.

<sup>13</sup> E. Schulz, Kaiser Karl V. (wie Anm. 4), 145.

<sup>14</sup> Ursula Tamussino, Margarete von Österreich. Diplomatin der Renaissance, Graz/Wien/Köln 1995, 255.

<sup>15</sup> Zitiert nach U. Tamussino, Margarete (wie Anm. 14), 255.

Qualität – Klugheit – für besonders wichtig für die Beilegung des Dauerkonflikts erachtet wurde.

### Der Krieg der Liga von Cognac (1526–1530)

Zurück in Frankreich, erfüllte Franz I. – allen in Spanien geleisteten Schwüren zum Trotz – die Bedingungen des Friedensvertrags von Madrid nicht. Der französische König begründete sein Verhalten vor allem mit seiner Protestnote vom August 1525.<sup>16</sup> Doch nicht genug damit, trieb er mit der Liga von Cognac schon im Mai 1526 ein anti-habsburgisches Bündnis voran und rüstete abermals zum Krieg. Das zentrale Ereignis in diesem neuerlichen Kräfteressen war die Plünderung Roms, der berühmte *Sacco di Roma*, durch weitgehend führerlose kaiserliche Truppen am 6. Mai 1527.<sup>17</sup> Kurz zusammengefasst stellt sich das weitere Geschehen folgendermaßen dar: Karl V. erreichte mit dem zeitweilig in der Engelsburg eingeschlossenen Papst einen Ausgleich. Als sich die genuesische Flotte unter Führung des Andrea Doria auf die Seite des Kaisers schlug, hatte Franz I. ein weiteres Mal das Nachsehen. Die Ereignisse im Umfeld der französischen Kriegserklärung belasteten das ohnehin angespannte persönliche Verhältnis der beiden Monarchen noch weiter.

Der französische König begnügte sich nicht allein mit einer öffentlichen Kriegserklärung, sondern ließ dem Kaiser durch seinen Gesandten zugleich eine schriftliche Herausforderung zum Duell überbringen.<sup>18</sup> Will man der Darstellung Mercurino de Gattinaras glauben, so erfolgte das Gesuch zum Zweikampf, *mit ehrenrührigen Worten, die nicht zur königlichen Würde passten*.<sup>19</sup> Karl antwortete dem Herold daraufhin, dass der französische König sein Gefangener sei und sein verbindliches Versprechen noch nicht eingelöst habe. Deshalb sei er gar nicht berechtigt, den Kaiser zu einem Duell herauszufordern. Er würde ihn aber – wenngleich ausschließlich zum Zweck des Zweikampfs – für satisfaktionsfähig erklären. Zwar unterblieb der Waffengang zwischen den beiden zerstrittenen Herrschern, doch trug die von Karl als ungeheuerliche Anmaßung gewertete Angelegenheit ohne Zweifel ihr Übriges dazu bei, einer Konfliktlösung auf herkömmlichem Weg weiteren Boden zu entziehen. Der französische König hatte seinen Eid wie auch die vertraglichen Vereinbarungen gebrochen. Hinzu kam die Forderung zum Duell. Durch sein Handeln hatte Franz I. soweit gegen alle zeitgenössisch-herrscherlichen Umgangsformen verstoßen, dass inzwischen jegliche Grundlage für eine diplomatische Einigung gemäß der allgemeinen Gepflogenhei-

---

<sup>16</sup> E. Schulin, Kaiser Karl V. (wie Anm. 4), 145.

<sup>17</sup> J.L. Fournel/J.C. Zancarini, Guerres d'Italie (wie Anm. 7), 82–86.

<sup>18</sup> M. F. Alvarez, Karl V. (wie Anm. 4), 93–95.

<sup>19</sup> I. Kodek, Großkanzler (wie Anm. 10), 237–238.

ten fehlte. Eine solche Basis aber musste wieder geschaffen werden, damit eine Aussöhnung herbeigeführt werden konnte. Das war auch Franz I. deutlich geworden.<sup>20</sup> Nun war die Stunde der Damen gekommen.

### Die Verhandlungsführerinnen oder: Familientreffen am Verhandlungstisch

Margarete von Österreich und Luise von Savoyen waren annähernd im gleichen Alter.<sup>21</sup> Die Damen kannten sich seit nahezu 30 Jahren. Am 3. Dezember 1501 hatte die verwitwete Margarete in zweiter Ehe Herzog Philibert II. von Savoyen geheiratet. Durch diese Heirat war sie nicht nur Luises Schwägerin, sondern zugleich auch eine Tante des französischen Königs Franz I. Allerdings hatten sich die beiden Frauen vor Beginn der Verhandlungen von Cambrai seit mehr als zwei Jahrzehnten nicht mehr gesehen. Nachdem Philibert II. 1504 an den Folgen eines Jagdunfalls gestorben war, hatte Margarete Savoyen verlassen. Seit 1507 wirkte sie als Statthalterin der Niederlande. Auch hatte sie die Erziehung ihres Neffen Karl und seiner Geschwister übernommen.

Margaretas Schwägerin, Luise von Savoyen, war vier Jahre älter als Margarete. Ihr Lebensweg hatte sich anders gestaltet als der der Habsburgerin, die erst 24jährig bereits zweimal verwitwet und zeitlebens kinderlos bleiben sollte. Im Jahre 1488 hatte sie Karl von Valois-Orléans geheiratet, den Grafen von Angoulême.

Die beiden hochrangigen Damen hatten neben ihrer Wertschätzung der schönen Künste eine weitere Gemeinsamkeit, die sie für die Verhandlungsführung in der schwierigen Ausgangslage in herausragender Weise geeignet erscheinen ließ – langjährige politisch-diplomatische Erfahrungen. So hatte Luise von Savoyen

---

<sup>20</sup> Robert J. Knecht, Francis I., Cambridge 1982, 219.

<sup>21</sup> Zu den Biographien Margaretas von Österreich und Luises von Savoyen siehe unter anderem U. Tamussino, Margarete (wie Anm. 14). Maïke Vogt-Lüerssen, Margarete von Österreich. Die burgundische Habsburgerin und ihre Zeit, Norderstedt 2004. Dagmar Eichberger (Hrsg.), Women of distinction : Margaret of York & Margaret of Austria. Exhibition Women of Distinction: Margaret of York and Margaret of Austria, Mechelen, Lamot, 17 September – 18 December 2005, Leuven 2005. Jane de Jongh, Madama ; Margaretha van Oostenrijk, Hertogin van Parma en Piacenza ; 1522–1586, Amsterdam 1965. Monika Triest, Macht, vrouwen en politiek : 1477–1558; Maria van Bourgondië, Margareta van Oostenrijk, Maria van Hongarije, Leuven 2000. Paule Henry-Bordeaux, Louise de Savoie, roi de France, Paris 1971. Das Tagebuch Luises von Savoyen umfasst leider nicht mehr die Jahre des Friedensvertrags von Madrid und des Damenfriedens von Cambrai vgl. Pascal Dumaih (Hrsg.), Journal de Louise de Savoie, duchesse d'Angoulême, d'Anjou et de Valois, mère du grand roi François Premier, 1489–1522, Clermont-Ferrand 2011.

nach dem Tod ihres Gemahls 1496 die Regierungsgeschäfte der Grafschaft Angoulême übernommen. Nachdem ihr Sohn Franz den französischen Königsthron bestiegen hatte, hatte sie während dessen Abwesenheit bei Kriegszügen und der Gefangenschaft in Spanien als Regentin gewirkt. Margarete stand dem in nichts nach. Als Statthalterin der Niederlande hatte sie ihr diplomatisches Geschick bereits mehrfach unter Beweis gestellt. Im Geldernkrieg war sie 1508 von ihrem Bruder, Kaiser Maximilian I., damit betraut worden, Verhandlungen über einen Waffenstillstand mit Frankreich zu führen.<sup>22</sup> Diese hatten ebenfalls in Cambrai stattgefunden. Im Juni 1528 wurde in Paris der Waffenstillstand von Hampton Court ratifiziert, den Margarete höchst selbstbewusst und ohne die Zustimmung des Kaisers abzuwarten mit England vereinbart hatte. Luise von Savoyen nutzte diesen Anlass, um dem Gesandten der Statthalterin die Bereitschaft Frankreichs zur Aufnahme von Gesprächen zu übermitteln.<sup>23</sup>

### Der Damenfriede von Cambrai

Margarete von Österreich reagierte nicht sofort auf die Initiative ihrer Schwägerin. In der zweiten Hälfte des Jahres entsandte Luise von Savoyen mehrfach den Bischof von Avranches, Gilbert Bayard, an Margaretes Hof nach Mechelen, um die Statthalterin als Fürsprecherin bei Karl für eine Aufnahme von Friedensverhandlungen zu gewinnen. Dabei ging es nicht zuletzt darum, eine Annäherung im persönlichen Verhältnis der beiden Herrscher zu erreichen und eine Aussöhnung zu befördern. So betonte Luise in ihrem Schreiben die Notwendigkeit zu einer *réconciliation des deux princes*.<sup>24</sup> Margarete teilte offensichtlich die Auffassung ihrer Schwägerin, dass der Friede am besten zwischen den beiden Damen ausgehandelt werden könne. Tatsächlich wandte sie sich an Karl, um die Instruktionen des Kaisers für die Verhandlungsführung einzuholen und verwies dabei ausdrücklich darauf, dass sie selbst am besten die Gespräche in seinem Sinne führen könne. Bevor die Friedensverhandlungen beginnen konnten, mussten aber zuvor noch die Engländer über diesen Plan informiert werden. Es war nötig, Heinrich VIII. der auch weiterhin bestehenden Freundschaft zu versichern, damit der englische König durch eine Annäherung der verfeindeten Mächte nicht etwa eine Bedrohung für seine Interessen befürchtete und in den Gang des Geschehens eingriff. Nachdem Heinrich der Friedensinitiative wohlwollend gegenüberstand, konnten die Verhandlungen zwischen Margarete und Luise beginnen. In den Bestallungsschreiben der Verhandlungsführerinnen ist stets von den *excellentes Dames* mit vollständiger Titulatur die Rede, wie dies auch im Falle der Könige oder deren

---

<sup>22</sup> U. Tamussino, Margarete (wie Anm. 14), 145–146.

<sup>23</sup> R.J. Knecht, Francis I. (wie Anm. 20), 219.

<sup>24</sup> Zitiert nach U. Tamussino, Margarete (wie Anm. 14), 255.

männlicher Gesandter der Fall gewesen wäre.<sup>25</sup> Zum Ort der geheimen Unterredungen, die Anfang Juli 1529 begannen, wurde die Bischofsstadt Cambrai an der Grenze zwischen Frankreich und den Niederlanden bestimmt.

Während Margarete in der Abtei von St. Aubert Quartier bezog, logierten Luise von Savoyen und ihre Tochter Marguerite im gegenüberliegenden Hôtel St. Pol.<sup>26</sup> Die Damen konnten sich jederzeit ungestört und ungesehen treffen. Zu diesem Zweck war eigens ein gedeckter Gang zwischen den beiden Gebäuden errichtet worden. Da Französisch die Muttersprache beider Diplomatinen war, konnten sie sich mühelos untereinander verständigen. So war es möglich, die Gespräche in einem persönlichen Rahmen unter vier Augen zu führen, ohne die Dienste eines Dolmetschers in Anspruch nehmen zu müssen. Der Einsatz sprachlicher Vermittler war stets mit der Unsicherheit behaftet, ob das Gesagte auch tatsächlich wortwörtlich wiedergegeben wurde, und beinhaltete stets das Risiko von Missverständnissen.<sup>27</sup> Es waren diese besonderen Rahmenbedingungen, die den Charakter der Verhandlungen von der üblichen diplomatischen Praxis unterschieden. Die Gespräche in Cambrai waren – im Gegensatz zu den gewöhnlichen, von männlichen Unterhändlern geführten Unterredungen – gewissermaßen ein Familientreffen in kleinem Kreis. Die Damen agierten nicht allein als politische Interessenvertreterinnen, sondern zugleich als Mütter. Nun war Margarete zwar nicht die leibliche Mutter Karls V., doch hatte sie den Knaben erzogen und wirkte gewissermaßen an ‚Mutterstelle‘. Schon das bereits erwähnte Schreiben de Lannoys, in dem Margarete als *mère de Sa Majesté* angesprochen wird, verdeutlicht die Stellung, die der Statthalterin der Niederlande nach allgemeiner Auffassung zukam. Welche Rolle Emotionen in diesem Zusammenhang spielten und ob die Damen sich in der intimen Gesprächsatmosphäre auch über ihre Lebenserfahrungen unterhielten, lässt sich nicht ergründen. Ein solcher, von mütterlicher Emotionalität geprägter Zug taucht allerdings in Margaretes späterem Gesuch an den Kaiser auf, die Söhne des französischen Königs so rasch wie möglich nach Hause zurückkehren zu lassen. Immerhin könne Karl „dem Gott die Gnade zweier schöner Kinder gegeben habe, [...] nun besser empfinden [...], was die Liebe eines Vaters bedeute und das Leid eines Königs.“<sup>28</sup> Ihrer Schwägerin Luise gegenüber machte sie ihren persönlichen Einsatz für die beschleunigte Freilassung der beiden Prinzen gar dahingehend deutlich, dass sie sich selbst zur Zahlung

---

<sup>25</sup> Emmanuel de Quinsonas, *Materiaux pour servir à l'histoire de Marguerite d'Autriche, Duchesse de Savoie, Regente des Pays-Bas*, Bd. 3 : *Analectes ou choix des pieces justificatives*, Paris 1860, 329–330.

<sup>26</sup> Zum Verlauf der Verhandlungen u.a. U. Tamussino, *Maragarete* (wie Anm. 14), 256–259. M. F. Alvarez, *Karl V.* (wie Anm. 4), 94–95.

<sup>27</sup> Hierzu allgemein Umberto Eco, *Quasi dasselbe mit anderen Worten. Über das Übersetzen*, München<sup>5</sup> 2006.

<sup>28</sup> Zitiert nach U. Tamussino, *Maragarete* (wie Anm. 14), 258.

eines Schadensersatzes verpflichtete, sollten die Knaben nicht gemäß der Vertragsbedingungen nach Frankreich zurückkehren.

Bei der Aushandlung der Bedingungen für den Frieden befand sich Margarete – nicht zuletzt aufgrund der noch immer in Spanien als Geiseln festgehaltenen Prinzen – eindeutig in der stärkeren Position. Nach dreiwöchigen Verhandlungen hatten sich die Damen am 24. Juli 1529 auf den endgültigen Text des in französischer Sprache gehaltenen Vertrags geeinigt. Darin wurden im Wesentlichen die Vereinbarungen von Madrid wiederholt. Frankreich verzichtete auf alle Ansprüche in Italien, Flandern und dem Artois, behielt jedoch Burgund. Die Prinzen sollten gegen eine Zahlung von zwei Millionen Soleil ausgelöst werden. Die Feierlichkeiten zum Abschluss des Vertrages von Cambrai, die Friedensschlüssen im Allgemein folgten, und die Verbreitung der Nachrichten über die Beilegung des Konflikts hatten ihren Anteil daran, den Begriff vom Damenfrieden zu prägen.<sup>29</sup> So widmete der französische Dichter Clément Marot den Verhandlungsführerinnen begeisterte Verse, in denen er die Trias von Venus, Pallas und Juno lobte, die Göttinnen vom Berg Ida.<sup>30</sup> Margarete von Österreich verkörperte in diesem Falle die Pallas, Luise von Savoyen und ihre Tochter Marguerite die Juno sowie die Venus. In den habsburgischen Niederlanden wurde das Friedenswerk der Statthalterin mit Gedichten und mit einer eigenen Medaillenprägung gewürdigt.

Beide Damen sollten ihr Vertragswerk nicht lange überleben. Margarete, die schon während der Verhandlungen in Cambrai von ihrer Krankheit – möglicherweise einer Wundinfektion durch eine eingetretene Glasscherbe – gezeichnet war, starb am 1. Dezember 1530 in Mechelen.<sup>31</sup> Wenige Monate später, am 22. September 1531, folgte ihr Luise von Savoyen ins Grab.

## Fazit

Nach den von Franz I. begangenen Verletzungen traditioneller Umgangsformen konnten Verhandlungen im Rahmen der zeitgenössischen Normen erst wieder stattfinden, wenn hierfür erneut der Grund bereitet worden war. Solches konnte nur jenseits des üblichen Prozedere geschehen. Die Gespräche im Umfeld des Damenfriedens von Cambrai zwischen Margarete von Österreich und Luise von Savoyen erscheinen in diesem Licht als eine Art vertrauensbildende Maßnahme, als gewis-

---

<sup>29</sup> Kay Peter Jankrift, Andrea Schmidt-Rösler, Benjamin Durst, German Penzholz, PAX! Den Frieden verhandeln, feiern und verbreiten, in: Hans-Martin Kaulbach/Cornelia Manegold (Hrsg.), *Friedensbilder in Europa 1450–1815. Kunst der Diplomatie-Diplomatie der Kunst*, Berlin 2012 (im Druck).

<sup>30</sup> U. Tamussino, *Maragarete* (wie Anm. 14), 258–259.

<sup>31</sup> U. Tamussino, *Maragarete* (wie Anm. 14), 256.

sermaßen versöhnlicher Austausch im familiären Kreise. Dies umso mehr, als die Beschlüsse des Friedens von Cambrai nicht wesentlich von denen des drei Jahre zuvor geschlossenen Friedens von Madrid abweichen. Der persönliche Spielraum, der durch die Situation der Vier-Augen-Gespräche gegeben war, übertraf ohne Frage den Rahmen, der Gesandten von ihren Herrschern für gewöhnlich gesteckt wurde. Die Rolle, die die Diplomatinen zu besetzen hatten, konnte ausschließlich von ihnen gespielt werden. Sie war nicht flexibel zwischen beliebigen weiblichen Gesandten austauschbar. Denn in Cambrai trafen sich mit Margarete von Österreich und Luise von Savoyen zugleich zwei Frauen, die sich nicht nur seit langem kannten, sondern die durch den Eheschluss der nunmehrigen Statthalterin der Niederlande mit Philibert II. von Savoyen verwandt waren. Luise war Margaretes Schwägerin. Darüber hinaus agierten die beiden Frauen auch an ‚Mutterstelle‘, Luise zugleich noch als Großmutter. Es war eine erneute Annäherung auf familiärer Ebene, die einmal mehr unterstreicht, dass Kriege vor der Entstehung nationaler Staaten vor allem dynastische Kriege waren.<sup>32</sup> Unter den Mitgliedern der verwandten Dynastien bot sich auch dann noch Raum für Gespräche, wenn die gewöhnlichen diplomatischen Mittel ausgeschöpft schienen. Dies galt gewiss umso mehr für die Mütter zweier bedeutender Herrscher. Die Bezeichnung ‚Damenfrieden‘ zollt diesem besonderen Umstand Tribut. Er verweist auf die Doppelrolle der Verhandlungsführerinnen und damit die Besonderheit des Friedensschlusses. Zwei ‚Mütter‘ fanden den Raum für Gespräche, weil eben die Männer dieses Mal schwiegen.

---

<sup>32</sup> *Johannes Burkhardt*, Der mehr als Dreißigjährige Krieg – Theorie der Staatenbildung, in: *Handbuch Kriegstheorien*, hrsg. v. Thomas Jäger u. Rasmus Beckmann, Wiesbaden 2011, 335–349.



# Goethe und der ‚Orientalismus in seiner Zeit‘. Über die ‚Noten und Abhandlungen‘ zum ‚West- östlichen Divan‘<sup>1</sup>

THEO STAMMEN

## I. Einführung

1. Spätestens seit dem berühmten, aber auch bis heute umstrittenen Werk über den ‚Orientalismus‘ von *Edward Said* ist dieser Begriff im öffentlichen Diskurs eher negativ besetzt und kritisch aufgeladen. *Said* hat in seiner oft polemischen Argumentation vorwiegend den westeuropäischen ‚Orientalismus‘ des 19. und frühen 20. Jahrhunderts herausgearbeitet und gezeigt, wie sich in diesem Sprachsymbol ein starkes Überlegenheitsgefühl der Europäer gegenüber den Völkern und Kulturen des Vorderen Orients mit den entsprechenden, oft abschätzigen Wertungen manifestiert.

Dabei bilden in der Hauptsache französische und britische Quellen der kolonialen Epoche des 19. Jahrhunderts aus Kunst, Literatur und Kultur, aber natürlich auch aus Politik (Imperialismus) und Wirtschaft (Kapitalismus) für *Said* die entscheidenden Belege und Bezüge.

Deutsche Quellen spielen demgegenüber bei ihm – weil er sie für vergleichsweise irrelevant hält – keine nennenswerte Rolle. Gleichwohl ist dieser (negative) ‚Orientalismus‘ auch in Deutschland, v. a. in der wilhelminischen Epoche, vertreten worden. Zum Beispiel auch bei Karl May! Dessen erste Reiseerzählungen spielen alle im Orient: ‚Durch die Wüste‘, ‚Durchs wilde Kurdistan‘, ‚Von Bagdad nach Stambul‘ (1881–88 in Zeitschriften; 1892 als Bücher). Ein umfangreiches Literaturstudium der damaligen Orientalforschung (vgl. Karl-May-Bibliothek) ging diesen Produktionen voraus.

In dieser von *Edward Said* geprägten Bedeutung wirkt sich dieser Orientalismusbegriff auch nachdrücklich auf die aktuelle, etwa in *S. Huntingtons* Buch ‚Der Kampf der Kulturen‘ beschriebene Konfrontation von Okzident und Orient, Europa und Naher Osten aus, bis heute!

2. Diese Konflikte um den ‚Orientalismusbegriff‘ und seine kritische Bedeutung für das orientalistisch-okzidentale Verhältnis haben natürlich ihre Vorgeschichte.

---

<sup>1</sup> Dem Beitrag liegt ein Vortrag an der Volkshochschule Augsburg vom 24. Januar 2011 zugrunde.

Im deutlichen Unterschied zu den zeitgenössischen, polemischen Zuspitzungen des Orientalismus-Begriffs, für die das Werk von *Said*, auch in der aktuellen Neuauflage von 2008, von nachhaltiger Bedeutung ist, haben wir es in den älteren Zeiten, zumal für das 18. Jahrhundert, mit einem ganz anderen Verständnis von Orient und Orientalismus zu tun, welches auf ein anderes Verhältnis zwischen Europa und dem Orient schließen lässt.

Aus allgemein historischen, aber auch speziellen wirtschaftlichen und kulturellen Gründen gab es in Europa manchen Anlass, sich auch schon früher mit dem Orient zu befassen. Die europäischen Entdeckungsreisen, die anfänglich, also im 16. und 17. Jahrhundert, noch eher abenteuerlichen Charakter besaßen, hatten sich seit dem frühen 18. Jahrhundert bereits mehr und mehr zu eindeutig wissenschaftlichen Reisen gewandelt, bei denen es um genauere geographische Kenntnisse der Erde ging und zu deren Zwecken genaue Vermessungen der Erde und der Meere, speziell der Küsten, erforderlich wurden und die zugleich in entsprechend seriösen Reiseberichten sorgfältiger aufgearbeitete Kenntnisse über ferne Weltgegenden hervorbrachten. Dadurch änderte sich die europäische Perspektive und auch Interessenlage, und entsprechend wandelte sich das Bild des Orients, seiner Völker und Kulturen, bei den Europäern.

Lange Zeit war dieses Bild von den Türken und ihren kriegesischen Expansionen im Mittelmeerraum und auf dem Balkan bestimmt gewesen. Die Türkengefahr und die Türkenkriege haben nachhaltig das europäische Bild des Orient und des Islam überschattet und bestimmt: Jetzt aber, seit Beginn des 18. Jahrhunderts, schien die Türkengefahr durch das solidarische Vorgehen der Europäer (etwa bei der Befreiung Wiens von den belagernden Türken), dauerhaft gebannt. So konnte es allmählich zu kulturellen Kontakten und Austauschprozessen kommen und es entstanden neue Möglichkeiten der Kenntnisnahme. Von besonderer Wichtigkeit – gerade auch für die engere Thematik dieses Aufsatzes – wurde sodann in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Entstehung der Orientalistik als philologische Wissenschaft sowie der Aufbau der Archäologie des Vorderen Orients.

Beide haben die Aufmerksamkeit der europäischen Intellektuellen (Literaten wie Wissenschaftler) auf diese Weltgegend intensiviert. Nicht zu vergessen ist dabei auch der Beitrag der Theologie und Religionswissenschaft, durch die das Wissen um die orientalischen Quellen und Traditionen des Christentums als monotheistische Religion enorm bereichert wurde. Dabei trat auch die Herkunftsverwandtschaft der drei monotheistischen Religionen (Judentum, Christentum und Islam) deutlicher ins Bewusstsein, zugleich mit der (philologisch-historischen) Erforschung der Heiligen Bücher dieser Religionen: die jüdisch-christliche Bibel des Alten und Neuen Testaments sowie der Koran, der damals aus dem arabischen Original in die europäischen Sprachen übersetzt wurde.

Dies ist das Milieu, aus dem Goethes Interesse für den Orient erwächst und dem wir uns jetzt – im Hauptteil unserer Ausführungen – zuwenden wollen.

## II. Goethe und der Orient

Es ist bekannt, dass Goethes Leben (1749–1832) über acht Jahrzehnte währte und dass während der Zeit dieses langen Lebens die europäische und außereuropäische Geschichte eine ganze Reihe von markanten Epochen durchmachte, die allesamt in Goethes Leben und Werken ihre (mehr oder weniger tiefen) Spuren hinterlassen haben. Tiefgreifende Brüche und Wandlungsprozesse in Politik, Gesellschaft und Kultur sollen hier in aller Kürze vorgestellt werden.

1. Goethes frühe Lebensperiode (1749ff.) fällt noch in die Epoche des *Ancien Régime* und des *Römischen Reiches deutscher Nation* – allerdings beides bereits im unaufhaltsamen Abstieg begriffen. Die Frankfurter Erfahrungen des Alten Reiches wirken nachhaltig. Goethe selbst hat noch im ersten Jahrzehnt seines Weimar-Aufenthaltes an diesen alten, vergehenden Dingen, auch in der praktischen Politik, manchen Anteil (1776ff.).

2. Nach seiner Italienischen Reise (1786–88) brachte ab 1789 die Französische Revolution die wohl tiefgreifendsten Wandlungen und Umbrüche in die europäische und deutsche Geschichte. Diese Ereignisse haben vielfältige Spuren in Goethes Leben und Werk hinterlassen. Versuche seinerseits, diese schrecklichen Ereignisse „dichterisch zu gewältigen“, beschäftigten ihn längere Zeit stark.

3. Es schließt sich als dritte Epoche ab 1799 die Epoche *Napoleons* an, die durch ihre militärische Expansion der französischen Herrschaft die Verhältnisse in Europa und vor allem auch in Deutschland grundlegend und revolutionär veränderte. So endete zum Beispiel 1806 – nach einer fast genau 1000-jährigen Geschichte (von Karl dem Großen 800 bis 1806) – das ehrwürdige, aber morsch gewordene ‚Imperium Romanum‘, das ‚Römische Reich deutscher Nation‘. Das alte Reich löste sich in verschiedene neue Konstellationen auf, von denen der ‚Rheinbund von Napoleons Gnaden‘ die wichtigste war; später (nach 1815) der Deutsche Bund.

4. Vor allem durch die Kriegszüge *Napoleons*, denen Österreich und Preußen und viele deutsche Kleinstaaten zum Opfer fielen und die bis vor die Tore Moskaus führten, aber auch durch die versuchte Neuordnung Deutschlands und Europas auf dem Wiener Kongress (1814/15) gerieten die Verhältnisse in Mitteleuropa in ein politisches Durcheinander, durch das auch Goethes Leben und Werk in Weimar schwer beeinträchtigt wurde.

Zwar kam es auf dem Wiener Kongress zu Ansätzen einer europäischen und deutschen Neuordnung und die Ära *Napoleons* ging mit dessen Verbannung nach St. Helena definitiv zu Ende. Gleichwohl blieb die letzte Epoche in Goethes Leben (1814/15 bis 1832) doch weitgehend von Unruhen und Sorgen geprägt, die Goethes Blick und geistige Orientierung zunehmend in andere Richtungen und Zeiten lenkten. Danach setzte eine stark außereuropäische Orientierung ein. Goethe selber hat – darauf ist noch einzugehen – diese Bemühungen um Neuorientie-

rung als ‚Hegire‘, als Flucht in Nachahmung *Mohammeds* gedeutet. In dieser späten Phase seines Lebens rückte so der Orient zunehmend in Goethes Blick- und Interessenfeld. Die wissenschaftliche und dichterische Beschäftigung Goethes mit dem ‚Orient‘ setzt in dieser letzten Lebensperiode (ab 1814) vehement und nachdrücklich ein und führt nochmals eine besonders kreative Epoche in seinem Schaffen herbei.

Dies ist also die Zeit, in der Goethes ‚Orientalismus‘ seinen genuinen Platz hat, wo er sich entfaltet und eine ganze Reihe von Schriften hervorbringt, unter denen ohne Zweifel der ‚West-östliche Divan‘ nebst den ‚Noten und Abhandlungen‘ den absoluten Höhepunkt darstellt.

Es bedarf der genaueren Recherche und Erörterung, aus welchen Gründen und Motiven, objektiv und subjektiv, es in dieser Epoche nach 1814 zu den zahlreichen orientalisch geprägten Schriften Goethes kam und welche Stellung und Bedeutung sie vor allem im Kontext von Goethes Spätwerk besitzen. Den Beginn von Goethes Spätwerk kann man mit dem Tod des Freundes und dichterischen Weggefährten *Friedrich Schiller* (1805) ansetzen. Nach dem Verlust dieses Mitstreiters der Klassik vor allem gegen die Tendenzen der Romantik brauchte Goethe einige Zeit für die Restituierung seiner physischen und geistigen Kräfte.

Diese Zeit – bis gegen Ende des ersten Jahrzehnts des 19. Jahrhunderts (1810ff.) – nutzte Goethe nicht zuletzt für die Ausarbeitung seiner autobiographischen Schriften wie ‚Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit‘, ‚Italienische Reise‘, etc.

Hier traten dann – in engem Zusammenhang mit den politischen Ereignissen und den Kriegen *Napoleons* – Konstellationen ein, die Goethe reif und empfänglich dafür machten, sich jetzt für die nächsten Jahre dem Orient und seiner Geschichte, Religion, Kultur und vor allem Dichtung zuzuwenden – weg von den desolaten und verworrenen Verhältnissen in Europa und Deutschland. Wir werden anschließend zeigen können, dass hier verschiedene zeitgeschichtliche, literarische und persönliche Anlässe und Motive zusammenwirkten. Doch vorher ist der Tatsache zu gedenken, dass die ersten Anfänge, die ältesten Spuren einer Kenntnisnahme orientalischer Dinge durch Goethe viel weiter zurückreichen. Hierfür an dieser Stelle nur einige knappe Hinweise.

Goethe hat auf derartige Fragen selbst gelegentlich und eher beiläufig Auskunft gegeben – vorzüglich in den autobiographischen Schriften (‚Dichtung und Wahrheit‘ zumal) oder in Briefen und Gesprächen. Darauf beziehen wir uns bei der folgenden Skizze. Es kann eigentlich kein Zweifel darüber bestehen, dass jeder Mitteleuropäer im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts zuerst und auf vielfältige Weise, meist in Form von Geschichten aus der Bibel, über den Orient erfuhr. So auch Goethe, der in ‚Dichtung und Wahrheit‘ zum Beispiel von seinen „ersten Versuchen an biblischen Gegenständen“ berichtet. Im Hinblick auf seine frühe

Bibellektüre spricht er gelegentlich davon, „gern nach jenen morgenländischen Gegenden [...] geflüchtet zu sein“.

Aus dem Alten Testament sind es vor allem das ‚Buch Ruth‘ und das ‚Hohelied‘, das ihn beeindruckt und ihn die Bibel als einem notwendigen Teil der ‚orientalischen Poesie‘ begreifen lässt. Auch die Josephs-Geschichte im Alten Testament hat ihn früh beeindruckt. Doch nicht nur die (zur allgemeinen Bildungsgrundlage gehörende) Bibel, sondern auch schon erste Koranstudien beschäftigen den jungen Goethe. Im 14. Buch von ‚Dichtung und Wahrheit‘ ist ausführlich die Rede davon, dass Goethe sich mit dem ‚Leben Mohammeds‘ beschäftigt habe; ihm schwebte eine Dramatisierung vor; übrig geblieben ist von diesen Bemühungen das frühe Gedicht ‚Mahomeds Gesang‘.

Diese wenigen Beispiele mögen genügen für den wichtigen Hinweis darauf, dass im Bildungsgang schon des jungen Goethe Elemente der orientalischen Kultur und Religion Eingang gefunden und deutliche Spuren hinterlassen hatten. Man kann daraus schließen, dass somit eine allgemeine Disposition des Dichters begründet und ausgebildet war, die zu ihrer echten Initialzündung und Wirkung nur noch geringer äußerer Anlässe bedurfte. Diese ergaben sich in der eben bereits markierten Epoche um 1814.

### III. Goethe und die Entstehung des ‚West-östlichen Divan‘

Die Hinwendung Goethes zum (neu entdeckten) Orient erfolgte im Jahr 1814 aus zuerst recht verschiedenen Gründen oder Anlässen, die man in zwei Gruppen einteilen kann: Erstens in sogenannte ‚Push-Faktoren‘ und zweitens in sogenannte ‚Pull-Faktoren‘. Diese Bezeichnungen sind aus der sozialwissenschaftlichen Migrationsforschung übernommen und werden hier ‚cum grano salis‘, also mit einer gewissen Unschärfe, verwendet.

Gehen wir zunächst kurz auf die Push-Faktoren ein: Darunter versteht man Faktoren, die einen von einem gegebenen Zustand oder Ort wegtreiben oder weg-schieben – in eine zunächst meist noch unbestimmte Richtung. Als Push-Faktoren bei der Goetheschen Hinwendung zum Orient nach 1814 kann man die welt- oder europapolitische Lage beim Zusammenbruch des Napoleonischen Herrschaftssystems bezeichnen; der gescheiterte Feldzug *Napoleons* bis vor die Tore von Moskau (1812/13) und die Folgen des katastrophalen Rückzugs bis zur Schlacht von Waterloo bilden den historischen Hintergrund. In den zeitgleichen Schriften Goethes, dabei vor allem die dichterischen oder autobiographischen Texte, Briefe, Gespräche etc., findet sich wiederholt das Bild der Flucht vor der Unordnung, dem Chaos und der Gefahr für Leib und Leben. Goethe will sich „aus der Gegenwart retten“. Er spricht von seiner Neigung, „wie sich in der politischen Welt irgend ein ungeheures Bedrohliches hervortrat, so warf ich mich eigensinnig auf

das Entfernteste“; sogar von der Flucht nach China ist die Rede. Auch ist wiederholt – mit Anspielung auf Mohammeds Leben – von der ‚Hegire‘ (Flucht) die Rede; „man flüchtet aus der Zeit“.

So ist es natürlich auch kein Zufall sondern Programm, wenn das erste ‚Divan‘-Gedicht den Titel ‚Hegire‘ (Flucht) trägt. Es ist eine doppelte Anspielung auf Mohameds Flucht von Mekka nach Medina und auf die Fluchtgedanken des Dichters angesichts der desolaten weltpolitischen Lage. Die erste Strophe dieses Gedichts lautet:

*Nord und West und Süd zersplittern.  
Throne bersten, Reiche zittern,  
Flüchte du, im reinen Osten  
Patriarchenluft zu kosten;  
Unter Lieben, Trinken, Singen  
Soll dich Chisers Quell verjüngen.*

Deutlich spielen die ersten zwei Zeilen auf die zeitgeschichtliche Katastrophe bei Napoleons Niedergang an. Geraten wird (aus diesen Gründen) zur Flucht in den Osten, in den Orient, um dort Patriarchenluft und Frieden zu genießen.

Was die Pull-Faktoren betrifft, so liegen sie 1814 konkret im Literarischen: So veröffentlichte in eben diesem Jahr der Orientalist und Diplomat *Joseph von Hammer-Purgstall* seine komplette Übersetzung des ‚Diwan‘ von Hafis und der Verleger Cotta schickt Goethe ein Exemplar davon. Dieses Werk ist für Goethe eine Offenbarung mit einer erstaunlichen Langzeitwirkung: Anhaltend befasste sich Goethe mit diesem Werk. Am 7. Juni 1814 meldet das Tagebuch Goethes aus Berka: ‚Hafis Divan‘ und in den ‚Tag- und Jahreshften 1815‘ lesen wir:

*[...] die sämtlichen Gedichte Hafis in der von Hammerschen  
Übersetzung [...] ich musste mich dagegen produktiv verhalten,  
weil ich sonst vor der mächtigen Erscheinung (des Hafis) nicht  
hätte bestehen können.*

Aus diesem produktiven Verhalten entstehen sogleich die ersten Gedichte des ‚West-östlichen Divan‘, die aufs Ganze seines lyrischen Schaffens gesehen für Goethe einen dichterischen Neuanfang und gleichzeitig neuen Höhepunkt bedeuteten; einen Neuanfang indes, der im Unterschied zur frühen, spontanen Erlebnislyrik jetzt als Alterslyrik der wissenschaftlichen Fundierung als begleitende Tätigkeit bedarf. Das realisiert sich in der vertieften Beschäftigung Goethes mit der damals sich rasch entwickelnden internationalen und deutschen Orientalistik, deren Hauptaufgabe in der wissenschaftlichen Erschließung von sprachlichen, literarischen, kulturellen und religiösen Phänomenen des Orients bestand. Goethe

verwandte viel Zeit darauf, sich durch die Forschungen in die damals moderne Orientalistik einführen zu lassen und sich dabei möglichst breite und vertiefte Kenntnisse dieses rasch expandierenden Wissens- und Forschungsgebiets anzueignen. Der reiche Ertrag dieser orientalistischen Studien Goethes liegt uns heute im Wesentlichen in den ‚Noten und Abhandlungen zu besserem Verständnis des West-östlichen Divans‘ vor. Diese ‚Noten und Abhandlungen‘ werden gleich ins Zentrum unserer weiteren Ausführungen rücken. Mit ein, zwei Bemerkungen sei die Entwicklung der Orientalistik im Europa des ausgehenden 18. Jahrhunderts skizziert: Es ist dies der Zustand eines Faches, auf das Goethe 1814ff. stieß, als er sich auf seine orientalische ‚Hegire‘ machte. Goethe ist hier zunächst ganz rezeptiv: Er nimmt auf, was bereits vorliegt.

Indes: bei ihm schlägt – wie er öfter in einschlägigen, meist autobiographischen Texten offenbart – die Rezeption stets bald in Produktion um: d. h. er verhält sich nicht lange passiv, also Fremdes nur aufnehmend, sondern er eignet sich das Fremde aktiv und produktiv an, wobei er aus dem zunächst noch Fremden – durch produktive Anverwandlung – rasch ein Eigenes, ein unverwechselbares Eigenes, macht.

So ist auch sein Verhalten der zeitgenössischen Orientalistik gegenüber: schöpferisch. Davon zeugen bereits die frühen Berührungen Goethes mit arabischen und persischen Quellen, die zunächst mit der jüdischen Tradition der Bibel und deren christlicher Rezeption verbunden sind. Denn: Die frühe Orientalistik ist eine Art Hilfswissenschaft der ‚Philologia Sacra‘, die sich mit den Texten des Alten Testaments befasst. Später treten auch weltliche Texte in den Blick der orientalischen Philologie, die sich als Sprach- und Literaturwissenschaft versteht, die von Forschungsreisenden, meist Diplomaten und Archäologen, nach Europa gebracht wird. Dies bleibt auch Goethe bei seiner Orientierung an ‚Weltliteratur‘ nicht verborgen: seine Beschäftigung mit der Märchensammlung ‚Tausendundeine Nacht‘ und der persischen Lyrik eines Hafis steht dafür. Über ‚Goethe und tausendundeine Nacht‘ hat Katharina Mommsen ein umfangreiches und gründliches Buch geschrieben.

Um 1800 nehmen die Quellen orientalischer Kultur, Literatur, Religion und Archäologie in den nordeuropäischen Ländern, voran Frankreich und England, aber auch in den Einzelstaaten des Deutschen Reiches und später der österreichischen Doppelmonarchie rasant zu. Neue Forschungsreisen und Freunde steigern das Interesse. Bedeutende Impulse vermittelt 1789/99 die Ägypten-Expedition *Napoleons*, auf der ihn nicht nur eine große Armee, sondern auch ein Heer von wissenschaftlichen Spezialisten aller Disziplinen der Altertumswissenschaften und Geographie (Landvermessung) begleiteten. Ergebnis dieser wissenschaftlichen Expedition war die berühmte ‚Beschreibung von Ägypten‘, die die Anschauung der Europäer von den ägyptischen Altertümern extrem erweiterte und die Archäologie des Orients wesentlich beförderte. Auch davon bekam Goethe

Kenntnis. Es sei noch ein Beitrag Goethes in diesem Zusammenhang erwähnt: Seine Verantwortung für Etablierung und Ausbau der deutschen Orientalistik an der Uni Jena, in der die erste Professur von Goethe eingerichtet und gefördert wurde.

Es ist interessant und für Goethes Verfahren charakteristisch, dass er gegen Ende der ‚Noten‘ einen wissenschaftshistorischen Überblick über die Orientalistik von den (zum Teil fabelhaften) Anfängen bis zu Goethes eigener Gegenwart gibt. Zu den fabelhaften Anfängen, die Goethe in ihrer Leistung darstellt und würdigt, gehören die Weltreisenden *Marco Polo* und *Johannes Mandeville*. Ausführlich geht Goethe auch auf den italienischen Humanisten *Pietro Valla* ein, um dann auf die zeitgenössische Entwicklung im 18. Jahrhundert zu kommen. Hier werden Namen genannt, die direkten Einfluss auf Goethes orientalische Studien nahmen: aus Göttingen *Michaelis* und aus Jena die, die Goethe dorthin berufen hatte; und schließlich noch *Joseph von Hammer-Purgstall*, dessen Hafis-Übersetzung Goethe stark inspirierte, und Diez, einen bei den Zeitgenossen eher umstrittenen Forscher, den Goethe aber – wie der ausführliche Briefwechsel beweist – sehr schätzte.

Charakteristisch ist diese wissenschaftsgeschichtliche Skizze, weil sie – neben Morphologie und Farbenlehre – zeigt, wie sich Goethes Wissenschaftsgeschichte hauptsächlich als eine Folge von bedeutenden Forschern vorstellte. Dieses Prinzip herrscht auch in den ‚Noten und Abhandlungen zum Divan‘ vor, mit denen wir uns jetzt näher befassen wollen. An ihnen wollen wir unser Thema ‚Goethe und der Orientalismus‘ genauer und vertieft darstellen.

Aus diesen skizzierten Push- und Pull-Faktoren ergibt sich um 1814 bei Goethe ein überaus großer und intensiver Impuls, sich erneut in jetzt systematischer (wissenschaftlicher) Weise mit dem Orient, seiner Kultur, Religion, Literatursprachen, etc. zu befassen. Auf dieser Grundlage entsteht als erstes die neue große Lyriksammlung ‚Der West-östliche Divan‘, die in der ersten Auflage 1819 bei Cotta in Stuttgart erschien. Mit diesem ‚West-östlichen Divan‘ als Gedichtsammlung wollen wir uns im Folgenden nicht eigentlich befassen, vielmehr mit dem Anhang, den Goethe zunächst schlicht mit ‚Besserem Verständnis‘ betitelte.

In späteren Auflagen hieß es dann ausführlicher: ‚Noten und Abhandlungen zu besserem Verständnis des west-östlichen Divans‘.

#### Goethes ‚Noten und Abhandlungen zu besserem Verständnis des West-östlichen Divans‘

Als 1819 der Erstdruck der Gedichtsammlung ‚West-östlicher Divan‘ erscheinen sollte, entschloss sich Goethe noch zuletzt dazu, zum ‚besseren Verständnis‘ des Werkes einen Anhang beizufügen. Sozusagen auf den letzten Moment.



In der ‚Einleitung‘ zu diesem Anhang heißt es: „Nun wünscht‘ ich aber, dass nichts den ersten guten Eindruck des gegenwärtigen Büchleins hindern möge. Ich entschieße mich daher zu erläutern, zu erklären, nachzuweisen und zwar bloß in der Absicht, dass ein unmittelbares Verständnis Lesern daraus erwachse, die mit dem Osten wenig oder nicht bekannt sind.“ (FA.I., 3,1, S. 138) Aus dieser Autoren-Intention sind die ‚Noten und Abhandlungen‘ entstanden, die in der neuen Frankfurter Ausgabe von Goethes Werken immerhin gut 260 Seiten umfassen. Der Text besteht aus 58 Abschnitten unterschiedlicher Länge, zusätzlich einer Einleitung und eines Registers. Liest man die Überschriften der Abschnitte in der vorliegenden Folge, so kann man auf den ersten Blick keine systematische Ordnung der Themen erkennen; vielmehr scheint die Anordnung der Texte eher einer willkürlichen Lässigkeit zu entsprechen, wie dies auch sonst für Goethes Altersstil kennzeichnend ist.

Um die allgemeine Intention der ‚Noten und Abhandlungen‘ angemessen erfassen zu können, wird man demnach zuerst die kurze Einleitung befragen müssen, aus der bereits eine wichtige Aussage über den Zweck der ‚Noten‘ zitiert wurde; es geht dem Dichter ums Erläutern, Erklären und Nachweisen, „in der Absicht, dass ein unmittelbares Verständnis den Lesern daraus erwachse“.

Die Bezeichnung ‚Noten und Abhandlungen‘ macht deutlich, dass dieses gesuchte Verständnis beim Leser nicht sogleich durch knappe, stichwortartige Kommentierung (‚Noten‘) zu erzielen ist, sondern auch durch weiter ausgreifende ‚Abhandlungen‘, die die verschiedenen Kontexte des ‚Divan‘ betreffen; diese Kontexte werden in den Überschriften der einzelnen Abschnitte benannt und ergeben, zusammen gelesen, schon klare Hinweise auf größere Themenzusammenhänge: So ist der auf die ‚Einleitung‘ folgende Abschnitt mit ‚Hebräer‘ überschrieben; es folgt ein längerer Abschnitt über die (vorislamischen) ‚Araber‘, die ihrerseits – nach einem Kurzabschnitt ‚Übergang‘ – den ‚Älteren Persern‘ voranstehen. Auf diese orientalischen Stammes-Kulturen folgen dann einige allgemeine, politische und geschichtliche Aspekte, betitelt als ‚Regiment‘ und ‚Geschichte‘, die als Rahmenbedingungen für Kultur, Literatursprachen und auch Religion gelten können.

Mit dem dann folgenden Abschnitt, der ‚Mahomet‘ überschrieben ist, benennt Goethe die Persönlichkeit, die durch ihr Werk (‚Koran‘) und durch ihre Religionsstiftung auf kaum zu überschätzende Weise den Geist des ‚Orients‘, auch für den Europäer, ausmacht. Es ist bekannt, dass Goethe sich schon in frühen Jahren auch dichterisch mit Mahomet befasst und ein Drama über den Stifter des Islam geplant hatte, von dem lediglich das Gedicht ‚Mahomets Gesang‘ überliefert ist; es ist ebenfalls bekannt und von Goethe selbst dokumentiert, dass er sich intensiv mit dem ‚Koran‘ als dem heiligen Buch des Islam befasst und es auch gelesen hat. Damit hat Goethe zugleich anerkannt, dass der Orient seit Mahomet ganz wesentlich durch dessen Religionsstiftung, d. h. durch den Islam als dritte monotheisti-

sche (Buch-) Religion bestimmt und geprägt war. Diese Grundeinsicht drückt sich auch noch in etlichen anderen Abschnitten der ‚Noten und Abhandlungen‘ zum Divan aus.

Für Goethes Bild des Orients – das hatte bereits der erste Abschnitt der Noten ‚Hebräer‘ gezeigt – war indes ebenfalls grundlegend bedeutsam, was er etwa mit dem Titel ‚Alttestamentliches‘ bezeichnet hat: Der Orient ist auch das Ursprungsland des Judentums (als der ältesten monotheistischen Religion) und auch des Christentums (als der zweiten), auf das die ‚Noten‘ mit dem Abschnitt ‚Herr Jesus, der die Welt durchwandert‘ Bezug nehmen.

Im Ganzen auf das Corpus der ‚Noten und Abhandlungen‘ bezogen, kann aber kein Zweifel darüber bestehen, dass den Dichter Goethe am Orient primär die Literatur und die Poesie interessierte. So sind auch die meisten Abschnitte der Noten literarischen, poetischen und poetologischen Themen und Gegenständen gewidmet, aber auch (modern gesprochen) literatur-soziologischen.

Es war bereits davon die Rede gewesen, dass Goethe sich schon früh mit den Märchen aus ‚Tausendundeiner Nacht‘ bekannt gemacht hatte und so Einblick in das Wesen und in die Vielfalt arabischer und persischer Literatur gefunden hatte. Als ihm 1814 *Joseph von Hammer-Purgstall* seine komplette Übersetzung des Hafis aus dem Persischen zuschickte, bedeutete dies eine Epoche in Goethes Erfahrung von Dichtung und Poesie des Orients, die ihn unmittelbar zur Divan-Dichtung anregte. Diese neue Offenbarung von Literatur und Poesie aus dem arabischen und persischen Orient hat auch ihren Niederschlag in zahlreichen Abschnitten der ‚Noten‘ gefunden. Es ist nicht leicht, diese unendlich vielseitigen und aspektreichen Betrachtungen zur orientalischen Dichtung und Poesie in Goethes ‚Noten‘ zu systematisieren und im Zusammenhang vorzustellen. Auf den ersten Blick scheinen sie ziemlich disparat, ihre ‚Ordnung‘ scheint zufällig, damit folgen sie wieder einem typischen Prinzip der goetheschen Altersdichtung, in der die lose Zuordnung von Teilen dominierten.

So kann hier nur auf die wichtigsten dieser Noten und Betrachtungen eingegangen werden. Eine erste lockere Gruppe lässt sich ausmachen, die die Portraits der wichtigsten orientalischen (arabischen und persischen) Dichter von Ferdusi bis Hafis und Dschami enthält. Im weiteren geht es im Allgemeinen und Speziellen über das Wesen der orientalischen Dichtkunst: So ist ein längerer Abschnitt den Ur-Elementen der orientalischen Poesie gewidmet. Goethe nimmt die Gelegenheit auch dazu wahr, eine allgemeine Theorie der ‚Naturformen der Dichtung‘ zu entwickeln. Er statuiert normativ: „Es gibt nur drei echte Naturformen der Poesie: die klar erzählende, die enthusiastisch aufgeregte und die persönlich handelnde: Epos, Lyrik und Drama. Diese drei Dichtweisen können zusammen oder abgesondert wirken [...]“ (S. 179). Man fühlt sich an den poetologischen Diskurs im Briefwechsel *Schiller-Goethe* erinnert, in dem diese Thematik bereits vorher behandelt wurde. Bemerkenswert ist indes, dass Goethe hier nicht bei dem zuerst

eingenommenen Standpunkt normativer Poetik verharret, sondern in einem ‚Nachtrag‘ überschriebenen, folgenden Abschnitt eine interessante, weitreichende literatursoziologische Feststellung anschließt, die er aus der genauen Beobachtung der orientalischen Verhältnisse folgert:

*Höchst merkwürdig ist, dass die persische Poesie kein Drama hat. Hätte ein dramatischer Dichter aufstehen können, ihre ganze Literatur müsste ein anderes Aussehen genommen haben. Die (persische) Nation ist zur Ruhe geneigt, sie lässt sich gern etwas vorerzählen, daher die Unzahl der Märchen und die grenzenlosen Gedichte. So ist auch sonst das orientalische Leben an sich nicht gesprächig; der Despotismus fördert keine Wechselreden [...]. (S. 181)*

In einem anderen (früheren) Abschnitt der ‚Noten und Abhandlungen‘ mit dem Titel ‚Despotie‘ hat Goethe das Wesen des orientalischen Despotismus als den ‚Westländern‘ fremd charakterisiert: geschichtlich, politisch, psychologisch.

*Was aber dem Sinne der Westländer niemals eingehen kann, ist die geistige und körperliche Unterwürfigkeit unter seine Herren und Oberen, die sich von uralten Zeiten herschreibt, indem Könige zuerst an die Stelle Gottes traten [...]. (S. 161)*

Man kann an dieser Gedankenfolge erkennen, dass Goethe bei der Analyse und Deutung des zeitgenössischen Orientalismus die verschiedenen Bereiche von Kunst und Literatur nicht isoliert von Geschichte und Politik betrachtet, sondern dass es ihm gerade um die Vernetzung und Integration dieser Aspekte geht, um so zu einem Gesamtbild zu gelangen; zu einem Gesamtbild, das keiner strengen Systematik folgt, sondern sich eher auf assoziative Weise herstellt. Diesem Verfahren entspricht auch die lockere Ordnung der Abschnitte der ‚Noten‘.

Gleichwohl gibt es Aspekte der orientalischen Wirklichkeit, die dem deutschen Dichter wichtiger und zentraler sind als andere; so werden Formen des politischen ‚Regiments‘ oder das Thema der orientalischen ‚Despotie‘ mehr als Bedingung der orientalischen Poesie, wie sie sich im ‚Divan‘ mit besonderem Bezug auf das Werk von Hafis dargestellt findet, wahrgenommen und erläutert, auch in durchaus kritischer Absicht: Für den Dichter Goethe steht natürlicherweise die orientalische Poesie im Zentrum der ‚Noten‘ und hier wieder die goethesche Produktion eines (im Vergleich zum ‚Diwan‘ des Hafis) neuen oder ‚künftigen Divans‘, dessen Aufbau in verschiedenen Büchern in einer ganzen Folge von Abschnitten in den ‚Noten‘ erläutert wird. Zugleich will Goethe mit diesen ‚Noten‘ – und darauf ist

das Wörtchen ‚zukünftig‘ nicht zuletzt bezogen – dem wohlwollenden Leser des ‚Divan‘ bereits jetzt anzeigen, in welche Richtung sich dieses Werk künftig durch Erweiterung und Neuaufnahmen weiter entwickeln soll. Der ‚Divan‘ erscheint so als (noch) unabgeschlossen und fortsetzungsbedürftig. Diese Absicht sei hier nur durch ein kleines Beispiel vorgestellt: Im ‚Buch der Betrachtungen‘ heißt es:

*Buch der Betrachtungen erweitert sich jeden Tag demjenigen,  
der im Osten hauset; denn alles ist dort Betrachtung, die zwi-  
schen dem Sinnlichen und Übersinnlichen hin und herwogt, oh-  
ne sich für eins oder das andere zu entscheiden [...].*

Betrachtungen (zum Leben in all seinen Erscheinungsformen) sind nicht einfach abzuschließen und zu beenden. Aus dem Leben, auf das sie sich kontinuierlich beziehen, setzen sie sich fort und bedürfen da, wo sie verschriftet, d. h. in schriftliche Fassung übertragen wurden, der ‚Fort-Schreibung‘: dauernd, permanent! Die Fortschreibung – das ist der Grundgedanke des ‚künftigen Divan‘ in Goethes ‚Noten‘ – bezieht sich auf alle Bücher des Divans und bildet sein Gesetz der Evolution.

Dies mag an dieser Stelle genügen, um einen Überblick über die einzelnen Abschnitte der ‚Noten und Abhandlungen‘ des goetheschen ‚Divan‘ zu gewinnen – einen Überblick, der notgedrungen selektiv und daher unvollständig bleibt. Wir können indes einigermaßen vorbereitet zur Einschätzung und Bewertung des ‚Orientalismus‘ in den ‚Noten und Abhandlungen‘ des Divans kommen.

#### Zur Gesamtcharakterisierung und -bewertung der ‚Noten und Abhandlungen des West-östlichen Divans‘

Zum Erläutern, zum Erklären, zum Nachweisen hat Goethe – „in der Absicht, dass ein unmittelbares Verständnis Lesern daraus erwachse, die mit dem Osten wenig oder nicht bekannt sind“ – einen erheblichen Aufwand an orientalischer Gelehrsamkeit im Allgemeinen und im Speziellen betrieben und einen reichen Fundus an Materialien aller Art (zum besseren Verständnis des ‚West-östlichen Divans‘) zusammengetragen. Hier – wie auch in der Regel sonst in seiner Altersdichtung – erweist sich Goethe als ein ‚poeta doctus‘, als ein gelehrter Dichter, dem es auch in der Poesie um Erkenntnis der Welt geht.

Bereits in der ‚Einleitung‘ dazu und auch an anderen Stellen hat Goethe selbst wiederholt betont, dass es ihm bei den ‚Noten und Abhandlungen‘ um mehr gegangen ist als bloß um Kommentierung seiner Divan-Gedichte; dies haben seither manche Generationen von Germanisten getan, bis zu der kaum zu übertreffenden zweibändigen Edition des ‚Divan‘ von *Henrik Birus* im Rahmen der ‚Frankfurter

Ausgabe'. Vielmehr geht es Goethe darum, auf der Basis der damaligen Orientalistik und ihrer Forschungsergebnisse ein breites und zugleich tiefenscharfes Bild des Orients, seiner Kultur, Literatur und Religion etc. zu entwerfen und einen Bezug zum Okzident, zum Europa des ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts herzustellen. Seine Darstellung ist zugleich auch eine Bewertung oder wertende Einschätzung dieses Bezugs Orient – Okzident, die uns erwägungs wert sein sollte. Dass für Goethe die Vergleichung von Phänomenen als Erkenntnisverfahren wichtig war, geht vor allem aus seinen naturwissenschaftlichen, speziell seinen morphologischen Schriften eindeutig hervor. Dass die Vergleichung bei ihm auch die Methode der Kulturbetrachtung war, die dadurch stets auch Kulturvergleich war, geht aus mehreren Abschnitten der ‚Noten und Abhandlungen‘ zum ‚Divan‘ ebenso eindeutig hervor. Und dass sich die vergleichende Methode auch auf die Betrachtung von Okzident und Orient und deren Verhältnis zueinander auswirkte, geht eindeutig aus den mit ‚Talismane‘ überschriebenen Versen hervor:

*Gottes ist der Orient!  
Gottes ist der Okzident!  
Nord- und südliches Gelände  
Ruht im Frieden seiner Hände.*

Das bedeutet: Goethe geht von der Gleichrangigkeit von Orient und Okzident aus. Er geht zugleich davon aus, dass Orient und Okzident für ihn in einem (gebenden und nehmenden) Wechselverhältnis zueinander stehen.

Durch die die ‚Noten und Abhandlungen‘ vielfältig bestimmende historische Perspektive der vergleichenden Betrachtung wird deutlich, wie stark und anhaltend der Orient in Bezug auf das Verhältnis zum Okzident der gebende Teil war. Insofern ist es auch kein Zufall oder keine Willkür, dass Goethe die ‚Noten und Abhandlungen‘ mit einem Abschnitt über die ‚Hebräer‘ beginnen lässt: Mit der Bibel zumal, die nicht nur für den Orient ein ältestes Zeugnis der Menschheit ist, sondern dergleichen auch für den Okzident, das christliche Abendland. Damit ist ein festes und dauerhaftes Fundament für die durchaus spannungs- und krisenreiche Beziehung Orient – Okzident gefunden, von dem aus es nicht zu einem ‚Orientalismus‘ kommen konnte, wie ihn *Edward W. Said* in seinem Orientalismus-Buch für das 19. Jahrhundert speziell in Frankreich und England konstatierte und kritisierte.

Dies ist für unser Thema eine grundlegend wichtige Feststellung: Sie weist darauf hin, dass der ‚Orientalismus‘ des 18. Jahrhunderts für Goethe im Besonderen, aber auch für seine Zeitgenossen, fundamental verschieden ist von dem chauvinistischen und nationalistischen, später sogar rassistischen Modell des Orientalismus, wie es Kunst und Literatur des 19. (und nachfolgend auch des 20.) Jahrhunderts

prägte und vielfach bis heute in den oft klischeehaften Vorurteilen der heutigen Europäer gegenüber der arabischen oder orientalischen Welt besteht.

#### IV. Schluss

Wir kommen zum Ende! Drei Gedanken mögen den Schluss bestimmen: Erstens: Mit Erstaunen und Bewunderung nimmt man das Bild des Orients wahr, wie es sich in Goethes Werk, vorzüglich im ‚West-östlichen Divan‘, spiegelt. Wir haben die Gründe aufzuzeigen versucht, die dafür bestimmend waren, dass Goethe sich um 1814 intensiv und anhaltend dem Orient zuwendet. Wir haben die Push-Faktoren für diese Wendung, die Goethe wiederholt mit ‚Hegire‘ (Flucht) bezeichnet, in der chaotischen weltpolitischen Lage gesehen, die nach dem Sturz *Napoleons* und dem Zusammenbruch seines Empire in Europa folgte. Wir haben die Pull-Faktoren ausmachen können, die diese Wendung zum Orient entscheidend befördert haben, so etwa *Hammer-Purgstalls* Hafis-Übersetzung (1814), aber auch die anderen Quellen des ‚Orientalismus‘ in der frühen europäischen Orientalistik, die sich zunehmend stärker mit Religion, Kultur und Literatur und Sprachen des Orients befassten. Die Folge war die Einrichtung orientalischer Studien und Sprachen an europäischen Universitäten.

Die Expeditionen und Forschungsreisen, die archäologische Quellen und Funde mit nach Europa brachten (vgl. besonders *Napoleons* Expedition nach Ägypten, 1798/99), waren die Voraussetzungen dafür, dass Goethe – sich produktiv zu diesen Anregungen verhaltend – ein im Ganzen positives Orientbild in seinen Werken, vor allem im ‚Divan‘ und in den ‚Noten und Abhandlungen‘ entwerfen und entwickeln konnte und auch sonst – in Gesprächen und Briefen zum Beispiel – vertrat.

Der zweite Gedanke bezieht sich auf dieses Orientbild Goethes selbst und seine Nachwirkungen. Der goethesche Kerngedanke seines Orientbildes ist sicher religiöser Natur; er drückt sich in den bereits oben zitierten ‚Divan‘-Versen aus:

*Gottes ist der Orient!  
Gottes ist der Okzident!  
Nord- und südliches Gelände  
Ruht im Frieden seiner Hände.*

Sie sind Ausdruck der goetheschen Religiosität überhaupt. Dabei ist es für Goethe unerheblich, ob man das Wort ‚Gott‘ islamisch oder christlich liest; für ihn ist es derselbe Gott, in dessen Frieden nord- und südliches Gelände ruht.

Was die Nachwirkungen dieser goetheschen Position dem Orient gegenüber betrifft, so dürfen wir uns keine allzu großen Illusionen machen. Indiz dafür ist

bereits, dass Goethes ‚West-östlicher Divan‘ (erstmal 1819 erschienen) kein literarischer Erfolg bei den Lesern wurde. Nun ist das mit Bezug auf Goethes Alterswerk nichts Auffallendes und Besonderes: Das Alterswerk blieb allgemein ohne große Resonanz, wie beispielsweise auch ‚Die Wahlverwandtschaften‘ und die ‚Wanderjahre‘ belegen, die erst im 20. Jahrhundert entdeckt wurden. Beim ‚Divan‘ kam dieser Umstand extrem zum Ausdruck: So waren im Jahre 1900 noch Exemplare der Erstauflage beim Cotta-Verlag zu haben!

Darüber hinaus gab zwar noch einige Dichter, vorzüglich Lyriker, in Deutschland (wie Friedrich Rückert und August von Platen), die sich als Übersetzer für orientalische Literatur engagierten und im Sinne und Nachfolge orientalischer Vorbilder selbst dichteten. Man muss aber feststellen, dass sich in der europäischen Öffentlichkeit die Einschätzung des Orients und damit die öffentliche Einstellung im weiteren Verlauf des 19. Jahrhunderts insgesamt grundlegend veränderten und zwar eindeutig ins Negative! Schuld daran waren einmal der aufkommende chauvinistische, zum Teil auch rassistische Nationalismus in Europa und (damit eng verbunden) der europäische Kolonialismus und Imperialismus, der sich auf seine Art die Welt Untertan machte. Dieses Schicksal traf auch den Orient, den sich vor allem Großbritannien und Frankreich einverleibten und beherrschten.

In der Folge dieser weltpolitischen Wandlungen durch Nationalismus, Kolonialismus und Imperialismus wurde relativ rasch das herkömmliche (positive) Orientbild, das Goethe noch hatte und vertrat, in eine Vorstellung von Orientalismus verwandelt, die *Edward Said* in seinem kritisch-polemischen Werk ‚Orientalismus‘ aufs Korn nimmt. Man kann sagen, dass dieses Bild auch noch die längste Zeit des 20. Jahrhunderts bestimmend blieb und auch heute noch weit verbreitet ist und die Gegensätzlichkeit und den Konflikt zwischen Orient und Okzident zum Grunde hat. Man denke nur an den ‚Kampf der Kulturen‘, den *Samuel P. Huntington* prognostizierte. Wir brauchen uns in der aktuellen Gegenwart nur umzuschauen, um die Realität dieses Orientbildes wiederzuerkennen. Es gilt weit und breit noch und ist durch die anhaltenden Nah-Ost-Konflikte eher verstärkt worden.

Eines ist aber inzwischen – seit einigen Jahrzehnten – anders geworden: Der lange passive, unterdrückte und ausgebeutete Orient ist zu neuem Leben und zu neuer Aktivität erwacht; dies so sehr, dass er in den Erscheinungsformen des Islamismus inzwischen weltweit den Okzident, die westliche Welt, herausfordert und mit Terror bedroht und angreift. Eine durch und durch problematische Wiederbelebung!

Angesichts dieser Realität möchte man drittens und abschließend danach fragen, ob und wie es möglich sein könnte, einen Orientalismus in Europa zu erneuern, wie Goethe ihn vertrat, einen Orientalismus, in dem der Orient und der Okzi-

dent beide in Gottes Hand und nicht in einem ‚Konflikt der Kulturen‘ (*S. Huntington*) stehen.

Die Frage stellen und den Wunsch aussprechen macht indes angesichts der aktuellen Realität das Illusionäre einer solchen Frage und eines solchen Wunsches unmittelbar evident.

Ein Wiedergewinnen des goetheschen Orientbildes und der entsprechenden Einstellung und Einschätzung der Gleichberechtigung von Orient und Okzident scheint schwer möglich und unwahrscheinlich. Es müsste eine Verwandlung der Welt und des Denkens der Menschen hier und dort passieren, die man sich unter den gegebenen Verhältnissen und den herrschenden Mächten nicht vorzustellen vermag.

Dass – wie in Goethes Zeiten – eine kulturelle Idee der Harmonie von Okzident und Orient neu zur Wirkung kommen könnte, mag man sich sehnlichst wünschen. Allein es fehlt der Glaube, dass dies über kurz oder lang überhaupt möglich ist oder sein wird.



---

## MISZELLEN

---



## Tagungsbericht:

### Amerika in Augsburg. Aneignungen und globale Verflechtungen in einer Stadt

15.–17. März 2012, Neue Stadtbücherei Augsburg

PHILIPP BAUR

Als 1998 die letzten US-amerikanischen Truppen aus Augsburg verabschiedet wurden, ging ein über fünf Jahrzehnte dauerndes Kapitel deutsch-amerikanischer Nachkriegsgeschichte zu Ende, das Augsburg kulturell, wirtschaftlich und architektonisch nachhaltig geprägt hat. Diese wechselseitigen Kontakte und Beeinflussungen zwischen Augsburg und Amerika waren nun Gegenstand einer Tagung, die die gesamte Neuzeit in den Blick nahm: von den frühneuzeitlichen Aktivitäten Augsburger Handelshäuser in Südamerika, dem Wandel europäischer Amerikabilder, verschiedener Migrationsbewegungen und wirtschaftlicher Verflechtungen seit dem 19. Jahrhundert bis hin zu Amerikanisierungsdiskursen und der Rolle der US-amerikanischen Militärpräsenz im 20. Jahrhundert. Die Tagung wurde durch ein öffentliches Rahmenprogramm begleitet: die Eröffnung der Foto-Ausstellung „Amerikanisches Leben in Augsburg“ in der Neuen Stadtbücherei, einen Abendvortrag von Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Wolfgang Frühwald über seine ersten Kontakte mit den amerikanischen Soldaten im Frühjahr 1945 und eine Podiumsdiskussion zur Frage der Erinnerung an „Amerika in Augsburg“ und das ehemalige KZ-Außenlager Pfersee.

WOLFGANG E. J. WEBER (Augsburg) wies in seinen einführenden Überlegungen darauf hin, dass Amerika und Augsburg zwei sehr ungleiche Partner seien, deren Macht- und Abhängigkeitsverhältnisse sich historisch umgekehrt haben: Während die Reichsstadt Augsburg ab 1800 ihre wirtschaftliche, politische und kirchliche Bedeutung verlor, stiegen die USA im 20. Jahrhundert zur Weltmacht auf. Die Aneignungen und Verflechtungen seien dennoch mannigfaltig: Neben den wirtschaftlichen Aspekten stelle die Tagung deshalb Kultur in den Mittelpunkt, um die komplexen Wahrnehmungen, Einschätzungen und Verhaltensgestaltungen, die Individuen und Kollektive leisten, zu untersuchen. Daran anschließend erläuterte PHILIPP GASSERT (Augsburg), wie Amerika als Chiffre und Repräsentant für die liberale Moderne zu einem Maßstab wurden, der Europa gleichsam als nachahmenswertes wie abschreckendes Vorbild diene. Dies illustrierte Gassert an Hand der Broschüre „Amerika entdeckt Augsburg“ aus dem Jahr 1956.

Die architektonische Moderne, wie sie hier dem Augsburger Rathaus und Perlachturm von einem lassoschwingenden Cowboy übergestülpt wird, erschien dem Karikaturisten als fremder Import. Über Augsburg geht die amerikanische Sonne auf, seine Bürger wissen nicht wie ihnen geschieht: Die 50 Sterne der US-Bundesstaaten kreisen ihnen um den Kopf. Amerika fungiert hier als Sinnbild für eine architektonische Modernisierung, die nicht der Selbstwahrnehmung Augsburgs als mittelalterlich oder frühneuzeitlich geprägter, jedenfalls historischer und altherwürdiger Stadt zu entsprechen schien. Dabei sei, so Gassert, dem Karikaturisten wohl die Ironie entgangen, dass diese architektonische Bauhaus-Moderne auch hier in Schwaben in der Hochschule für Gestaltung in Ulm bzw. der Weissenhof-Siedlung in Stuttgart ihren Ausgangspunkt nahm. Die Verflechtungen, nach denen die Tagung frage, seien nicht immer einfach zu entschlüsseln, weil das Globale oft ein Teil von uns selbst sei, das in veränderter Form zurückkommt, plötzlich als fremd empfunden oder zum Gegenstand einer hitzigen Selbstverständigungsdebatte wird.



*Eröffnung der Tagung in der Neuen Stadtbücherei Augsburg durch Prof. Dr. Philipp Gassert*

Die erste Sektion (Leitung: GÜNTHER KRONENBITTER, Augsburg) untersuchte die weltwirtschaftlichen Zusammenhänge und die wirtschaftlichen Verflech-

tungen Augsburgs mit Amerika. MARK HÄBERLEIN (Bamberg) stellte die Interessen und Aktivitäten Augsburger Handelshäuser in der Neuen Welt zwischen 1500 und 1800 vor. Nach der Öffnung des Amerika-Handels für Nicht-Kastilier im Jahr 1526 erwarb die Kaufmannsfamilie der Welser von der spanischen Krone die Lizenz zum Sklavenhandel und zur Kolonisation Venezuelas. Allerdings hatte die direkte Involvierung nur explorativen Charakter und war von kurzer Dauer. Als wesentlich lukrativer und langfristig bedeutender erwies sich die Entscheidung der Fugger, eine Handelsniederlassung im spanischen Sevilla, dem damaligen Tor zur Neuen Welt, zu eröffnen, um am Transatlantikhandel teil zu haben. Die Augsburger Handelshäuser waren somit weniger an der Kolonisierung des amerikanischen Kontinentes als an der wirtschaftlichen Erschließung der neuen Handelswege in Europa beteiligt.

Im 19. Jahrhundert wurde amerikanische Baumwolle zum wichtigen Rohstoff für die Augsburger Textilindustrie. KARL BORROMÄUS MURR (Augsburg) zeigte anhand steigender Bedarfs- und Produktionszahlen die Entwicklung der Augsburger Textilproduktion in einer zunehmend von globalen Faktoren beeinflussten Wirtschaft. So führte der amerikanische Bürgerkrieg zu einem massiven Rückgang der Baumwolllieferungen, was die Kette des Transatlantikhandels – vom Pflanzeur und Banker über Vershiffer, Importeur und Spinner – anfällig für finanzielle Spekulationen machte. Die Bremer Baumwollbörse gewann hier Ende des 19. Jahrhunderts als Schiedsgericht an Bedeutung und vermittelte zwischen den Interessen der beteiligten Akteure.

Die zweite Sektion (Leitung: BARBARA WOLF, Augsburg) betrachtete den wirtschaftlichen, architektonischen und städtebaulichen „Impact“ der USA im Augsburg der Nachkriegszeit. TOBIAS BRENNER (Augsburg) rekonstruierte die Auswirkungen der Stationierung US-amerikanischer Truppen in den ehemaligen Reichswehrkasernen im Westen der Stadt und die Reaktionen der Augsburger Bevölkerung. Gerade die massiven baulichen Veränderungen im Stadtbild durch eigene Wohngebiete für bis zu 2 000 amerikanische Familien wurden zunächst mit Argwohn beobachtet. Der unmittelbare Mehrwert, etwa durch 1 200 Arbeitsplätze für Zivilangestellte, Bauaufträge für lokale Unternehmen oder die indirekten Subventionen aus Bundesmitteln, wurde erst später erkannt. Einen zweiten „Impact“ konstatierte Brenner für die späten 1990er Jahre, als mit dem Abzug der US-amerikanischen Truppen sowohl die Militärareale als auch die zivilen Wohngebiete mit einer Fläche von insgesamt 200 Hektar zur Konversion in den Besitz der Stadt übergingen.

Weitere Erbstücke von Amerika in Augsburg untersuchte STEFAN PAULUS (Augsburg). Am Beispiel dreier ziviler Bauten – dem Verwaltungsgebäude der US-Firma Nationale Registrierkassen (1952/1967), dem Parkhaus Grottenau (1957) sowie dem im Kontext der Olympischen Spiele in München errichteten Hotelurm (1972) – zeigte Paulus den ambivalenten Umgang mit den als amerika-

nisch-modern wahrgenommenen Architekturformen. Einerseits orientierte sich die Architektur der drei Gebäude an Vorbildern aus den USA, was teils als nachahmenswert, teils als Kontrast zur Renaissance-Architektur der Stadt empfunden wurde. Gleichzeitig zitieren die Gebäude den Bauhausstil der Zwischenkriegszeit, der über die USA re-importiert wurde, aber nun als neu, eben amerikanisch empfunden wurde und der Stadt drei neue Wahrzeichen verschaffte.



*Prominenz aus Politik, Diplomatie und Wissenschaft am Abend der Ausstellungseröffnung „Amerika in Augsburg“: Bürgermeister Hermann Weber, US-Generalkonsul Conrad R. Tribble, Universitätspräsidentin Prof. Dr. Sabine Doering-Manteuffel und Tagungsleiter Prof. Dr. Philipp Gassert (v. l. n. r.)  
Fotograf: Klaus Satzinger-Viel – Fotostelle Universität Augsburg*

Der erste Konferenztag wurde durch die Eröffnung der Foto-Ausstellung „Amerikanisches Leben in Augsburg“ beendet. Diese wurde von TOBIAS BRENNER, TOBIAS RANKER und BABETTE GRÄPER zusammen mit Studierenden des Faches Geschichte der Universität Augsburg konzipiert und in Archiven, bei Vereinen und Verbänden sowie bei Privatpersonen recherchiert. Anliegen der Ausstellung ist es, mehr als ein Jahrzehnt nach dem Abzug der Amerikanischen Truppen ein halbes Jahrhundert deutsch-amerikanischer Geschichte in Augsburg Revue passieren zu lassen. Anhand einer Reihe von Rollenbildern zeichnet die Ausstellung diese wechselvolle Geschichte nach und verbindet globale Entwicklungen mit einer lokalen Perspektive. Die Amerikaner waren zunächst Feinde und Sieger über das NS-Deutschland. Für eine Vielzahl an Menschen, nicht zuletzt für KZ-Häftlinge und Zwangsarbeiter, erschienen die Besatzer als Befreier. Im

Zuge des Kalten Krieges wurden die USA zum politischen und militärischen Verbündeten sowie Garant des demokratischen Neuanfangs. Im Alltag vieler Deutscher waren die amerikanischen Militärangehörigen Freunde und Kollegen oder wurden zu Familienmitgliedern und Verwandten. Gleichzeitig verschweigt die Ausstellung nicht, dass dieses Bündnis auch Konfliktstoff barg, weil mancher in Deutschland stationierte Soldat sich als „bad guy“ erwies und die amerikanische Politik auch Protest hervorrief, etwa in den 1950er Jahren gegen die Wiederbewaffnung, in den 1960er Jahren gegen den Vietnam-Krieg und in den 1980er Jahren gegen den NATO-Doppelbeschluss und die atomare Nachrüstung. Dabei bildeten sich auch neue Allianzen, wie zum Beispiel zwischen der deutschen Studentenbewegung der 1960er Jahre und der Black-Panther-Bewegung, die gemeinsam gegen die Rassendiskriminierung in den USA auf die Straße gingen.

Der zweite Konferenztag begann mit einem Fokus auf frühneuzeitliche Amerikabilder (Leitung: HANNO EHRLICHER, Augsburg). CHRISTINE R. JOHNSON (St. Louis) analysierte Augsburger Druckerzeugnisse des 16. Jahrhunderts im Hinblick auf die Darstellung des neu entdeckten Kontinents, darunter religiöse Flugschriften und Reaktionen auf die Berichte von Missionaren und Handelsleuten. Johnson wies nach, dass Nachrichten aus Amerika in Kreisen humanistischer Gelehrter und Händler mit großem Interesse verfolgt wurden. Sie avancierten zur Projektionsfläche für Hoffnungen, aber auch Ängste und Ordnungsvorstellungen der Augsburger Elite. Dabei wurde durchaus differenziert und kritisch mit der Darstellung der eingeborenen Bevölkerung umgegangen, auch wenn diese als führungs- und missionierungsbedürftig porträtiert wurde.

Anfang des 18. Jahrhunderts entwickelten sich in der Augsburger Publizistik Ansätze einer Amerikakunde, lange bevor diese sich in der Göttinger Aufklärung institutionalisierte. Sie speiste sich insbesondere aus den Transatlantik-Netzwerken des Jesuiten-Ordens und der Georgia-Kontakte des pietistischen Theologen Samuel Urlsperger, wie RAINALD BECKER (München) ausführte. Während für die Jesuiten der Süden Nordamerikas, gerade Mexiko im Zentrum der Aufmerksamkeit stand, richtete sich der Blick der Pietisten auf die britischen Kolonien an der Ostküste. Dabei übertrug sich die Konfessionskonkurrenz auch auf die Deutungen der Neuen Welt: jesuitisch-katholische Autoren zeichneten sich durch eine heilsgeschichtliche, dabei dezidiert empiristische Perspektive aus. Die Pietisten verbanden mit der atlantischen Welt ebenfalls heilsgeschichtliche, aber chilias-tisch entgrenzte Erlösungshoffnungen.

Die vierte Sektion (Leitung: SILVIA SERENA TSCHOPP, Augsburg) beschäftigte sich mit Amerikanisierungsdiskursen im 20. Jahrhundert. EGBERT KLAUTKE (London) zeigte, wie in den 1920er Jahren das Modewort „Amerikanisierung“ zum zentralen Begriff der sozial- und kulturpolitischen Auseinandersetzung mit der Moderne wurde. An Beispielen aus der Augsburger Tagespresse rekonstruierte Klautke einige der ambivalenten und viel diskutierten Problemfel-

der: die zunehmende Überfremdungsangst, die sich gegen eine volkstümliche Begeisterung für amerikanische Technik und Unterhaltungskultur wandte sowie die unter dem Gegensatzpaar Fordismus und Taylorismus subsumierte Diskussion über die Neuerungen industrieller Massenproduktion und Konsumkultur. Klautke wies darauf hin, dass die Themen der deutschen (und Augsburger) Debatte ebenso in anderen europäischen Ländern diskutiert wurden und dass die Amerikanismusdebatte den Nationalsozialismus überdauerte.

PETER BOMMAS (Augsburg) setzte mit seinem Beitrag über die „amerikanisierte“ Jugend im Jahr 1945 ein und zeigte, wie Pop-Kultur sich in den folgenden Jahrzehnten auf den Weg in die Mitte der Gesellschaft machte und nicht mehr als ein Phänomen von Amerikanisierung, sondern von Globalisierung zu verstehen ist. Er spannte den Bogen von Opferdiskursen der frühen Nachkriegszeit, als die amerikanische Populärkultur von Teilen der (erwachsenen) Bevölkerung als Bedrohung und Invasion empfunden wurde, bis hin zu neueren Ansätzen, die Pop-Kultur als kreativen Aneignungs- und Umwandlungsprozess verstehen. Bommas hob hervor, dass die popkulturelle „Amerikanisierung von unten“ (Kaspar Maase) zu einer jugendkulturellen Vergangenheitsbewältigung und damit maßgeblich zur Demokratisierung beigetragen habe. Mit Blick auf die Augsburger Szene machte Bommas für die 1980er Jahre eine „Ent-Amerikanisierung“ und Abgrenzung durch die entstehende Club-Kultur aus.

Die fünfte Sektion (Leitung: LOTHAR SCHILLING, Augsburg) wandte sich den Migrationsbewegungen zwischen Schwaben und Nordamerika zu. RUDOLF FREUDENBERGER (Augsburg) stellte die Geschichte der Salzburger Emigranten in Georgia vor. Diese wanderten in den 1730er Jahren mit finanzieller und logistischer Hilfe Augsburger Protestanten und des Theologen Samuel Urlsperger in den Süden der USA aus und gründeten in der Umgebung der Stadt Savannah die Kolonie Ebenezer. Mit Johann Adam Treutlen wurde einer dieser Emigranten 1777 zum ersten Gouverneur von Georgia gewählt. Freudemberger erklärte, dass in der amerikanischen Geschichtsschreibung häufig fälschlicherweise Halle, nicht Augsburg als Ausgangspunkt der Exilanten aufgeführt wird, was durch eine Gedenktafel in der Augsburger St. Anna Kirche richtig gestellt worden ist.

MARITA KRAUSS (Augsburg) untersuchte die Migration aus Bayerisch-Schwaben nach Nordamerika im 19. Jahrhundert. Migration sei, so argumentierte Krauss, nicht als Spezial-, sondern Normalfall der Geschichte zu betrachten. Am Beispiel von Einzelschicksalen illustrierte sie die individuellen Komponenten von Migration, die im 19. Jahrhundert nicht immer nur auf Armut zurückzuführen war: Im Fall von Bayerisch-Schwaben kamen die Emigranten weniger aus industriellen Zentren und waren sogar relativ wohlhabend. Krauss betonte, dass die Migration über den Atlantik als lebenslanger, generationenübergreifender Prozess zu verstehen sei, bei dem die Kontakte zwischen neuer und alter Heimat bestehen blieben und zu transnationalen Raumkonstruktionen führten.



Thema der sechsten Sektion (Leitung: STEFAN GRÜNER, Augsburg) war die US-Militärpräsenz in Augsburg. EDITH RAIM (München) plädierte für eine kulturwissenschaftliche Perspektive auf die Besatzungszeit und eine eingehendere Untersuchung der interkulturellen Begegnung zwischen Amerikanern und Deutschen. Am Beispiel der Informationsbroschüren, mit denen amerikanische Soldaten auf ihren Besatzungsdienst vorbereitet wurden, skizzierte Raim die Argumentationsschemata, die ein Auftreten als strengen Besatzer und Vorbild anmahnten. Auf deutscher Seite rief das Amtsblatt der Stadt Augsburg die Bevölkerung zu einem korrekten Auftreten auf. Der Fraternisierung konnte jedoch letztlich kein Einhalt geboten werden. Die Diskussion um das Internierungslager im Stadtteil Haunstetten illustrierte das immanente Dilemma zwischen alliierter Kontrolle und demokratischem Neuanfang.

REINHILD KREIS (Augsburg) regte an, die Ambivalenzen der deutsch-amerikanischen Kulturbegegnung jenseits tradierter „Vom Feind zum Freund“-Narrative zu untersuchen. Am Beispiel des Deutsch-Amerikanischen-Beratungsausschusses zeigte sie, dass die Beziehungen im Augsburger Alltag wesentlich facettenreicher und konfliktreicher waren als gemeinhin überliefert. Bei aller Freundschaftsrhetorik seien durchaus auch problematische Themen diskutiert worden, etwa die Diskriminierung schwarzer GIs auf dem deutschen Wohnungsmarkt oder die Beziehungen deutscher Frauen zu amerikanischen Soldaten. Diese Grauzone zwischen Akzeptanz und Ablehnung, so argumentiert Kreis, müsse gerade durch lokalgeschichtliche Zugriffe noch näher untersucht werden.

Der zweite Konferenztag ging mit einem öffentlichen Vortrag des emeritierten Münchner Germanisten und ehemaligen Präsidenten der Deutschen Forschungsgemeinschaft sowie der Alexander von Humboldt-Stiftung WOLFGANG FRÜHWALD (Augsburg) zu Ende. Frühwald, geboren 1935 in Augsburg, berichtete von seinen persönlichen Erinnerungen und ersten Begegnungen mit den amerikanischen Truppen in Augsburg 1945. Er sei damals einer – mit den Worten von Klaus Mann – „relativ humanen Armee“ begegnet, die nicht mit metallbeschlagenen Stiefeln, sondern auf leisen Sohlen in Augsburg einmarschiert und gerade Kindern gegenüber nachsichtig und hilfsbereit aufgetreten sei. Dies habe ihn ein Maß an Vertrauen und Menschlichkeit erfahren lassen, wie es Kinder in der NS-Diktatur nicht kennengelernt hatten und das seiner Meinung nach zur Grundlage für die junge Demokratie wurde.

Der dritte Konferenztag beschäftigte sich mit der Frage nach der angemessenen Erinnerung an Augsburgs Geschichte als Garnisonsstadt. Die ehemaligen amerikanischen Kasernenareale waren vor 1945 von der Wehrmacht genutzt worden. In einem dieser Gebäude, der so genannten „Halle 116“, war 1944/45 ein Außenlager des KZs Dachau untergebracht. Die abschließende Sektion (Leitung: ANSGAR REISS, Ingolstadt) näherte sich dieser komplexen Geschichte mit drei Vorträgen über vergleichbare Kontexte an, bevor auf einem Podium verschiedene

Stimmen aus Wissenschaft, Museumspraxis und Zeitzeugen zu Wort kamen. MARIA HÖHN (Poughkeepsie) diskutierte die Rolle von (ehemaligen) US-Militärstandorten in Deutschland als deutsch-amerikanische Erinnerungsorte und Kontaktzonen. An diesen lassen sich zentrale Aspekte und Konfliktlinien der Nachkriegsgeschichte wie die Demokratisierung und Westernisierung der Bundesrepublik oder der Umgang mit multikulturellen Gesellschaften zeigen. Höhn wies auch auf die Rolle der Deutschlanderfahrung afro-amerikanischer GIs für die amerikanische Bürgerrechtsbewegung der 1960er Jahre hin. Da im Lauf der Jahrzehnte geschätzte 20 Millionen amerikanische Soldaten in Deutschland stationiert waren, wäre ein – bis dato fehlender – deutsch-amerikanischer Erinnerungsort auch für Besucher aus den USA ein interessantes Ziel.



*Der gebürtige Augsburger Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Wolfgang Frühwald hielt den Abendvortrag im gut besuchten Augustana Saal*

GUNDULA BAVENDAMM (Berlin) stellte ausgehend von der Neukonzeptionierung des Alliierten Museums in Berlin eine Reihe von Thesen zur Erinnerung an die US-Militärpräsenz in Deutschland zur Diskussion. Sie argumentierte, dass die Stationierung ausländischer Soldaten im Deutschland der Nachkriegszeit ein

Flächenphänomen war, an das kaum erinnert wird und dessen Zusammenhänge noch kaum erfasst sind. Bedeutend und nicht systematisch erschlossen sind auch die Erinnerungen der Bevölkerung und die Sammlungen von Amateur-Historikern vor Ort. Ein eigenständiges und differenziertes Narrativ jenseits der Transformation vom Feind zum Freund existiere noch nicht. Mit nunmehr zwei Jahrzehnten Abstand zum Kalten Krieg bestehe hier die Chance, neue Wege der musealen Darstellung zu begehen und die Erinnerung an die Militärpräsenz in Deutschland dezentral zu vernetzen.

PHILIPP GASSERT (Augsburg) präsentierte Überlegungen zu einem Friedensort Halle 116. Erstmals in seiner 2000-jährigen sei Augsburg nun ohne Militär. Mit der Halle 116 bestehe ein einzigartiger Ort, an dem sich die Geschichte von Tätern und Opfern, von Aufrüstung und Gewaltherrschaft, aber auch von Befreiung und Demokratisierung verdichte. Ein Lern- und Erinnerungsort biete zudem die Perspektive eines zeithistorischen Museums, wie es in Augsburg noch fehle. Augsburgs Selbstverständnis als Friedensstadt, das sich auf den Augsburger Religionsfrieden von 1555 beruft, gewinne durch das spannungsreiche Verhältnis von Frieden und Demokratie und die Reibungspunkte von Militär und Gesellschaft im 20. Jahrhundert weitere Facetten und mache den Standort auch als bundesdeutschen und transatlantischen Erinnerungsort attraktiv.

In der abschließenden Podiumsdiskussion (Moderation: GÜNTHER KRONENBITTER und PHILIPP GASSERT) wurden weitere Perspektiven erörtert. Der 1945 in Dachau von den US-Truppen befreite MAX MANNHEIMER plädierte für eine Nutzung als Lernort für zukünftige Generationen, um Ausgrenzung und Diskriminierung auch als Gegenwartsproblem zu thematisieren. Der Augsburger Friedenspreisträger HELMUT HARTMANN verwies auf die Chance, dass ein Lernort in Zentrumsnähe möglich und damit für Schulen gut erreichbar sei. Wichtig sei die Thematisierung der Verfolgung und Ausgrenzung von Minderheiten. GABRIELE HAMMERMAN, die Leiterin der Gedenkstätte Dachau, erinnerte, dass vor der Halle 116 auch Menschen hingerichtet worden sind und dies angemessen berücksichtigt werden müsse. Gleichzeitig erkannte sie in dem praktisch unverändert erhaltenen Gebäude einen einmaligen Originalplatz, am dem sich das System der KZ-Außenlager in Schwaben illustrieren lasse. WOLFGANG STÄBLER von der Landesstelle für nicht-staatliche Museen in Bayern hob die Schwierigkeit der Darstellung als Chance hervor, die verschiedenen Erinnerungsstränge zusammenzuführen und stellte als weiteres Alleinstellungsmerkmal die US-Präsenz heraus. GUNDULA BAVENDAMM wies auf die Scharnierfunktion der einzelnen Themen und Epochen hin und unterschied zwischen dem Narrativ eines möglichen Museums, dessen zentraler Aspekt die Garnisonsstadt sein könnte und der Vermittlungsstrategie, die der Friedenspädagogik verpflichtet sein müsse. LUDWIG EIBER von der Universität Augsburg warnte davor, das Gedenken an KZ-Häftlinge und die deutsch-amerikanische Freundschaft auf eine Ebene

zu stellen. GERHARD FÜRMETZ (Geschichtswerkstatt Augsburg) forderte ebenfalls einen pietätvollen Umgang mit dem Thema und brachte das ehemalige Offizierskasino als Museumsgebäude ins Gespräch. Weitere Anregungen aus dem Publikum betrafen eine an das Museum angeschlossene Forschungsstelle der Universität, die europäische Dimension der Erinnerung an die KZ-Häftlinge, die Bedeutung des Ortes für den Umgang mit einer multikulturellen Gesellschaft und die Perspektive von Frieden als lebendiger Aufgabe, die sich nicht in Feiertagen erschöpft.



*Die Teilnehmer der abschließenden Podiumsdiskussion unter der Moderation von Prof. Dr. Günther Kronenbitter (links stehend): Dr. Wolfgang Stäbler, Dr. h. c. Max Mannheimer, Dr. Gabriele Hammermann, Senator a. D. Helmut Hartmann, Dr. Gundula Bavendamm, Prof. Dr. Maria Höhn und Prof. Dr. Philipp Gassert (v. l. n. r.)*

Konferenz und Rahmenprogramm machten deutlich, dass das Thema Amerika in Augsburg nach einer Phase mit wenig Aufmerksamkeit auf die Agenda von Politik und Stadtöffentlichkeit zurückgekehrt ist. Mit einem Museum bzw. Erinnerungsort zu Militär und Frieden im 20. Jahrhundert könnte die Stadt sich an die Spitze einer Bewegung setzen und über die Region hinaus erinnerungspolitische Bedeutung gewinnen. Das Thema wird auch an der Universität Augsburg ein Schwerpunkt in Forschung und Lehre bleiben.

## Tagungsbericht:

### Artemidor von Daldis und die antike Traumdeutung. Texte – Kontexte – Rezeptionen

21. – 23. März 2013, Evangelisches Forum Annahof

ALEXANDER BOSS/CHRISTOPHER SCHLIEPHAKE

Vom 21. bis 23. März 2013 fand mit Unterstützung der Fritz Thyssen Stiftung, der Kurt Bösch Stiftung sowie der Gesellschaft der Freunde der Universität Augsburg eine internationale altertumswissenschaftliche Tagung zum Thema ‚Artemidor von Daldis und die antike Traumdeutung. Texte – Kontexte – Rezeptionen‘ an der Universität Augsburg statt. In diesem Rahmen kamen auf Einladung von Gregor Weber (Augsburg) sowie in Zusammenarbeit mit der ‚Groupe Artémido-re‘/C.R.I.S.E.S. (Université de Montpellier III), die an einem neuen Artemidor-text samt Übersetzung und Kommentar arbeitet, und mit dem Institut für Europäische Kulturgeschichte Augsburg namhafte Wissenschaftler zusammen, um über das einzige in griechischer Sprache erhaltene Beispiel für antike Traumdeutungsbücher, die *Oneirokritika* des kleinasiatischen Traumdeuters Artemidor von Daldis, zu diskutieren. Artemidor und sein Werk, das gegen Ende des zweiten Jahrhunderts nach Christus entstand, bieten dabei Einblicke in die Sozialgeschichte ihrer Zeit, was allerdings in der Forschung bisher zu wenig beachtet wurde. Um diesem Mangel abzuhelpfen, näherten sich die Tagungsteilnehmer Artemidor in drei Themenkomplexen: So widmete sich die erste Sektion der Frage nach ‚Artemidor von Daldis in seiner Zeit‘, wobei der Text in seiner Verfasstheit als Teil der materiellen-intellektuellen Kultur des 2./3. Jh.s n. Chr. im Mittelpunkt stand; die zweite Sektion erweiterte dann den Blick und ordnete unter dem Titel ‚Traumdeuter und Traumdeutung in der griechisch-römischen Antike‘ die *Oneirokritika* in einen größeren historischen Kontext ein, in dem die Verflechtung des Textes mit Diskursen und Symbolen, sowie seine Dialogizität mit anderen Prä- und Folgetexten



*Traum Alexanders des Großen, Smyrna, ca. 147 n. Chr., Nicolai Kästner, Staatliche Münzsammlung*

zur Sprache kamen. Die letzte Sektion schließlich betrachtete ‚Traditionen und Rezeptionen der antiken Traumdeutung‘ anhand von vornehmlich späteren, vergleichbaren Werken, die die anthropologische Dimension und kulturgeschichtliche Bedeutung des Themas unterstreichen.



*Der Tagungsleiter und Geschäftsführende Direktor des IEK Prof. Dr. Gregor Weber (hintere Reihe, ganz links) mit Teilnehmern der Artemidor-Tagung vor dem ehemaligen Gymnasium bei St. Anna.*

Nach zwei Grußworten durch den Dekan der Philologisch-Historischen Fakultät, Prof. FREIMUT LÖSER, und den Direktor des Instituts für Europäische Kulturgeschichte, Prof. WOLFGANG E. J. WEBER, sowie einer Einführung durch den Tagungsleiter wurde die Tagung mit einem Vortrag von DANIEL HARRIS-McCOY (Wellesley College) eröffnet, der sich mit dem Aufbau des Werkes und dessen Ursachen beschäftigte und der letztes Jahr eine Neuübersetzung des Werkes ins Englische vorgenommen hat. Dabei gelang es ihm zu zeigen, dass die zum Teil relativ schwierige Lektüre der Bücher mit dem Charakter des Textes zusammen hängt. Besonders innovativ erwies sich sein Zugriff auf das Werk, das die insgesamt fünf Bücher Artemidors in einem *close reading* unter dem Gesichtspunkt der *information science*, der Untersuchung der Organisation und Zusammenstellung von Wissen betrachtete. Die Absicht Artemidors war es demnach, dem Leser einen Leitfaden für die korrekte Art der Traumdeutung zu liefern, die

aber auch vom Rezipienten selbstständige Arbeit verlangte. Da diese Arbeit von den Lesern des ursprünglichen Werkes, den Büchern 1 und 2, nicht oder unzureichend vorgenommen wurde und daher die Methodik, die Artemidor vertrat, von anderer Seite kritisiert wurde, schuf Artemidor mit den Büchern 3 bis 5 Ergänzungen, um diesen Fehlentwicklungen entgegen zu wirken. Daher ist insbesondere in den Büchern 4 und 5 ein besonderes Bestreben spürbar, den Leser und Anwender des Gesamtwerkes dazu zu bringen, selbstständig die Deutetechnik, die Artemidor in den ersten beiden Büchern dargestellt hat, anzuwenden. Denn während die ersten Bücher spezifische Träume kompilieren, wechselt Artemidor im vierten Buch bei der Aufführung von Symbolen u. Ä. zum unbestimmten Artikel und spricht den Leser direkt an, Artemidors Werk quasi als Leitfaden zur eigenen Trauminterpretation zu verwenden. Der vorstrukturierte Charakter des Textes wird im vierten Buch zugunsten einer nicht-linearen Struktur aufgebrochen, die dem Rezipienten erlaubt, seinen eigenen Leseweg durch den Text zu wählen und in der Interaktion mit ihm zu einer Hermeneutik des Traums zu gelangen.

Im zweiten Vortrag stellte GREGOR WEBER (Augsburg) die Emotionen im Werk Artemidors vor. Dass Träume und Emotionen eng verbunden sind, war schon in der Antike Gemeingut. Daher bieten die im Werk Artemidors dargestellten Emotionen einen besonderen Einblick in die Geschichte der Emotionen am Ende des 2. Jhs. n. Chr., die zugleich ein Desiderat der Forschung darstellen. Dabei gilt es freilich zu berücksichtigen, dass die Zeitgenossen Artemidors keinen äquivalenten Begriff dafür hatten; aus der Philosophie der Zeit übernahm Artemidor daher deren Begriffe, *pathos* bzw. – zumindest sinngemäß – als Gegenbegriff *ataraxia*. Die Emotionen an sich weisen dabei eine prozesshafte Qualität auf, die sich sowohl in kognitiven als auch körperlichen Reaktionen zeigt und die etwa auch im *kinesis*-Konzept des Aristoteles angelegt ist. Allerdings bezeichnen dabei Gemütszustände wie Lust (*hedoné*) oder Unlust (*lype*) keine Emotionen an sich, sondern deren jeweilige Begleiterscheinungen, die sich prozesshaft, beeinflusst etwa durch Kontext und Anlage des Träumenden, herausbilden. Die Belege für Emotionen finden sich bei Artemidor dabei in entsprechend verschiedenen Kontexten; zunächst bestimmen sie die Prädisposition des Träumenden, v. a. im Falle der Furcht vor etwas. Zweitens tragen Emotionen auch zentral zur richtigen Deutung der Träume bei, wobei die empfundenen Emotionen auch das Gegenteil prophezeien können. Drittens schließlich wirken Träume und ihre Deutungen zurück auf die Emotionen des Träumenden. In der Analyse wurde offensichtlich, dass die Deutung von Emotionen auf der Basis sozialer Normen erfolgt und bei ihrer Beurteilung im Allgemeinen dem kontemporären Diskurs folgt. Ebenso zeigt sich im Hinblick auf die Frage nach dem Genderaspekt, dass es zwar unter den Träumern keine signifikanten Differenzen gibt, wohl aber, dass sich die Deutung von Szenarien auch durch das Geschlecht des Traum inhalts unterscheidet (so gilt eine Löwin als weniger bedrohliches Vorzeichen als ein Löwe, wohingegen die



Stiefmutter negativer besetzt ist als der Stiefvater). Generell aber erfolgt bei Artemidor keine besonders tiefe Durchdringung des Themas der Emotionen, sondern sie stehen häufig allein für bedrohliche Vorzeichen mit den Grundelementen der sozialen oder räumlichen Mobilität. Bezeichnend erscheint dabei die Tatsache, dass etwa das Wortfeld ‚Mitleid‘ bei Artemidor keine Emotionen konnotiert, sehr wohl aber ‚Furcht‘ oder ‚Trauer‘.

CHRISTOPHE CHANDEZON (Montpellier) analysierte in seinem Beitrag die Rolle und die Wahrnehmung des ländlichen Raumes und der ländlichen Bevölkerung bei Artemidor. In einem auch sonst in der Antike wahrnehmbaren Deutungsschema gilt die Erde als lebenspendende Mutter, die aber auch als die Toten bedeckend gedacht wird und daher einen spezifischen Aspekt erhält, der sich sonst nicht finden lässt. Auch die Beschreibungen von panoramischen Landschaftsansichten, etwa aus der Vogelperspektive, sind aufschlussreiche imaginäre Motive der literarischen Traumberichte. Das Bild von geordnetem, kultiviertem Raum gilt bei Artemidor als gutes Vorzeichen, insbesondere im Gegensatz zur gefährlichen Wildnis, die vor allem bei geplanten Reisen eine Gefahrenquelle darstellen kann. Insgesamt bleibt Artemidors Bild des ländlichen Raumes und seiner Bewohner in den vorgegebenen Klischees verankert und differenziert wenig; der Landbewohner gilt ihm, obgleich die soziale Realität vielfache soziale Abstufungen und Spezialisierungen aufwies, unspezifisch als Bauer. Dass dieses Bild aus der Perspektive eines Autors und eines Publikums stammt, das vollständig im Horizont einer Polisgesellschaft wurzelte, erscheint naheliegend. Nicht zuletzt die Tatsache, dass mit den *oikonomoi* eine Gruppe von Verwaltern auftaucht, die für den Transfer von Mitteln der Oberschicht aus den ländlichen Besitzungen zu den städtischen Aufenthaltsorten verantwortlich war, stützt diese Deutung sowohl in dem, was das Bild des Autors angeht, als auch in der Frage, an wen seine Traumbücher vornehmlich gerichtet waren.

Mit verschiedenen Fragen des Rechts stellte HÉLÈNE MÉNARD (Montpellier) einen weiteren wichtigen Aspekt der Sozialgeschichte in den Mittelpunkt. Die bei Artemidor vorhandenen Träume mit juristischem Inhalt oder juristischer Deutung zeugen von der großen Relevanz, die derartige Themenfelder im täglichen Leben der Bewohner der Provinz Asia Minor in dieser Zeit hatten. Dabei zeigt sich die große Bandbreite juristischer Praktiken in diesem Raum, in dem griechische und römische Rechtstraditionen nebeneinander existierten. Die von Artemidor überlieferten Träume geben Zeugnis davon, mit welchen Orten sich die Rechtspraxis verband (v. a. mit der Agora), welche Rolle die lateinische Sprache dabei spielte, und nicht zuletzt, welche Rechtsfragen besonders häufig auftraten (Bürgerrecht, Landstreitigkeiten, u. ä.). Die Symbolik der Träume mit juristischer Deutung reicht dabei von Metaphern des Kampfes von Gladiatoren bis hin zu Bildern der Krankheit, die von der Justiz geheilt werden. Auch Frauen erscheinen dabei als Akteure innerhalb juristischer Auseinandersetzungen, die bildhaft eben-



falls als Kämpfer wiedergegeben sind. Richter, die häufig mit Motiven des Wassers verbunden sind, kommen dabei ebenso vor wie professionelle Rechtsvertreter (Ankläger und Verteidiger), die in den Prozessen auftreten. Bei der Beschreibung dieser Prozesse selbst spielen Bereiche der sinnlichen Wahrnehmung ebenso eine Rolle wie Motive etwa der Erde, wenn etwas Verborgenes zum Vorschein gebracht werden soll. Im Bereich der Urteile erkennt man die verschiedenen Möglichkeiten der kontemporären Rechtsprechung, insbesondere die *atimia*, Verurteilung zu Zwangsarbeit und die diversen Hinrichtungsmethoden, namentlich Enthauptung, Kreuzigung und die *damnatio ad bestias*.

PHILIPPE MONBRUN (Montpellier) betrachtete in seinem Beitrag die Rolle, die Träume von Tieren in Artemidors Werk einnehmen. Da ein nicht geringer Teil der Träume, insbesondere Buch 2 der *Oneirokritika*, Tiere enthalten, stellt sich die Frage, wie das Verhältnis der Zeitgenossen zu Tieren im Vergleich zur Moderne war. Bei Freud etwa erscheinen lediglich Tiere, die in der urbanen Umgebung selbst wahrzunehmen waren, beispielsweise Pferde, die für Freud zugleich tiefenpsychologisch mit dem Bereich des Sexualtriebs verbunden waren. Artemidors Sammlung von ungefähr 3 000 Träumen bietet für diese Fragestellung eine einzigartige *dreambank*, in der erkennbar wird, dass die Zeitgenossen Artemidors deutlich häufiger von Tieren träumten, als dies heute der Fall ist. Besonders auffallend ist dabei die große Diversität der in der *Oneirokritika* auftretenden Tiere, die nicht nur auf einen domestizierten-kulturellen Bereich deuten, sondern auch auf die Wildnis. Ein scharfer Gegensatz von Stadt und Land, der eine Entfremdung von der natürlichen Umwelt impliziert, ist dabei nicht zu erkennen. Erklärbar scheint dieser Befund, der alle soziokulturellen Schichten einschließt, mit der damals deutlich größeren Nähe zu den verschiedenen Tieren im täglichen Leben. Im Detail ergab sich zudem, dass unter den vielen verschiedenen Tierarten (allein 34 Fischarten werden genannt) und ihren Bezeichnungen eine große taxonomische Genauigkeit herrscht, die auf eine direkte oder indirekte Rezeption Aristoteles' ‚*Historia animalium*‘ hinweist. Dass sich die Bezeichnungen weitestgehend decken, ist zudem ein Hinweis darauf, dass Artemidors Material und Aristoteles' Beschreibungen im selben Raum, d. h. Kleinasien, entstanden. Hinsichtlich der sozialen Stellung der Träumenden ergaben sich keine Unterschiede, Tierträume waren in allen Bevölkerungsgruppen vorhanden. Auch lässt sich in Kontrast zu heutigen Erhebungen keine Relation zum Alter des Träumenden herstellen.

Anhand der Götter Athena und Dionysos betrachteten JOVAN BILBIJA und JAAP-JAN FLINTERMAN (Amsterdam) die Rolle von göttlichen Symbolen in den Träumen, die Artemidor schildert. Bezeichnend ist dabei, dass Götter bei Artemidor niemals als trügerische Traumsymbole erscheinen, die falsche Vorhersagen machen, sehr wohl aber in rätselhaften Konstellationen auftauchen; obgleich die Götter also niemals lügen, ist man doch auf Interpretation angewiesen, um ihre Botschaften zu entschlüsseln. Dabei wurde deutlich, auf welche Weise

Artemidor das Auftreten der Götter oder ihrer Symbole im Traum auf die soziale Stellung und private Situation des Träumenden bezog; ein und dasselbe Bild konnte je nach Kontext verschieden gedeutet werden. So konnte ein Traum von Athena beispielsweise für eine Braut negativ gedeutet werden, war doch die Jungfräulichkeit ein wichtiger Aspekt des Bildes von Athena; träumte aber der Bräutigam von ihr, so wurde dies als positives Vorzeichen gedeutet, da es auf die Qualität der Braut als Hausfrau verweisend verstanden wurde. Athena selbst erscheint dabei in der gängigen Betrachtung als mit den Bereichen der Weisheit und Moral assoziiert, typische Symbole (Eule, Streitwagen) fehlen allerdings. Auch in Bezug auf Dionysos ergab sich ein ähnliches Bild: Träumten Menschen, die beruflich in Bereichen tätig waren, die traditionell mit Dionysos verbunden wurden (namentlich im Kontext des Theaters oder des Weinanbaus und -handels) von dem Gott, so galt dies als positives Vorzeichen; für andere hingegen wirkten sich (aus der Deutung des Gottes als mit Elementen des Wahnsinns und der Irrationalität assoziiert) derartige Träume negativ aus. Anders als Athena ist Dionysos mit einem reichem Vorrat orphischer Symbole wiedergegeben, die einen rituell-kultischen Rahmen einschließen, in dem Feste für die Gottheit in der damaligen Lebenswelt Kleinasiens einen nicht zu unterschätzenden Platz eingenommen haben müssen. Dementsprechend bedeuten die rauschhaften Feste Chaos, das für die Träumenden, ausgenommen Sklaven, ein negatives Vorzeichen darstellt. Bemerkenswert ist der Befund, dass Artemidor zwar eine Einteilung der Götter in himmlische und erdverbundene Götter vornimmt, diese Trennung aber in der faktischen Anwendung bzw. Deutung der Träume von diesen Göttern keine signifikante Differenz erzeugt. Wichtiger als die Frage nach dem Hintergrund des Gottes ist stets die Frage nach dem Hintergrund des Träumers.

Mit dem Thema der Mythen stellte DANIEL AUGER (Nanterre) ein verwandtes Element in das Zentrum ihres Beitrags. Mythen finden sich an vielen Stellen im Werk Artemidors und schließen zugleich Träume der Metamorphose oder der Transformation mit ein, die obgleich ihres stark imaginären Charakters nicht den Gehalt des Mythos selbst in Frage stellen; der Mythos bleibt bei Artemidor etwas, an das man glaubt. Es zeigte sich, dass Artemidor dabei nicht nur die weit verbreiteten Versionen der Mythen kannte und als Grundlage seiner Deutungen verwendete, sondern dass er auch entlegene Varianten rezipierte und heranzog. Zudem spielt in seiner Deutung der Bezug auf den Träumer eine zentrale Rolle: Ein Traum von der Meeresgöttin Leukothea ist für seefahrende Träumer positiv, für andere aber generell negativ, was dem Mythos entspricht. Ähnliche Befunde ergeben sich auch für andere Götter oder Elemente mythologischer Erzählungen (beispielsweise den Fluss Xanthos, der als Vorzeichen der Unsterblichkeit gilt). Neben direkten Analogien finden sich aber auch allegorische Deutungen, z. B. im Zusammenhang von der Göttin Athena und der Weisheit, die sie zum positiven Symbol für Philosophen macht. Aus diesen Befunden lässt sich

ableiten, wie Artemidor sich selbst in der Diskussion über den Realitätsgehalt mythischer Erzählungen positionierte; während ihm die historischen Berichte (zu denen mit Selbstverständlichkeit auch der Trojanische Krieg gehörte) als zuverlässig erschienen, fällt sein Urteil über Fabelwesen wie die Skylla negativ aus. Die in der ‚Rhetorik‘ des Aristoteles vorgenommene Einteilung von Geschichten nach der Faktizität und dem Kriterium der Wahrscheinlichkeit war dabei ein möglicher Bezugspunkt. Dennoch bleiben auch derartige Traumsymbole relevant, da sie unabhängig von ihrer Wahrheit als Symbol für bestimmte zukünftige Ereignisse stehen. Daher spielt die Kenntnis mythischer Erzählungen für Artemidor eine zentrale Rolle, die vom Traumdeuter generell ein großes Maß an Einarbeitung in die Materie verlangt.

GIL RENBERG (Köln) betrachtete in seinem Beitrag allgemein die Rolle von Traumdeutern in der griechisch-römischen Antike. Anhand eines breiten Korpus an Inschriften gelang es ihm dabei zu zeigen, dass die Relevanz professioneller Traumdeuter nicht überbewertet werden sollte. Tatsächlich weisen viele Inschriften, die auf Weisung einer Gottheit durch einen Traum aufgestellt wurden, keinen Hinweis auf die Notwendigkeit der Heranziehung eines Traumdeuters auf. Weder scheinen die Träume generell so unklar gewesen zu sein, noch bestand unter den Traumdeutern ein exklusives Recht oder eine spezielle Ausbildung, die die Heranziehung zwingend erforderlich gemacht hätte. Traumdeuter waren auch (anders als in Ägypten, wo dies zu den Aufgaben gehören konnte) keine Priester oder sonstiges Kultpersonal. Die Traumdeutung stand im Prinzip jedem offen, der sich daran versuchen wollte. Es finden sich daher auch nur wenig Hinweise auf die Folgen professioneller Traumdeutungen in den Inschriften über das bekannte ‚Werbeschild‘ eines kretischen Traumdeuters in Saqqâra hinaus. Bemerkenswert ist dabei v. a. ein Befund aus Athen, in dem möglicherweise im Kontext des Sarapeums ein Traumdeuter in der Datierungsformel einer Inschrift erscheint. Generell aber lassen sich Traumdeuter selten in den durch einen Traum oder eine andere Form von Vision zu errichten befohlenen Monumenten greifen.

Die letzte Sektion zu Traditionen und Rezeptionen der antiken Traumdeutung eröffnete LUIGI PRADA (Oxford). Er weitete dabei den Blick hin zu dem reichen Quellenmaterial über Träume aus dem ägyptischen Kontext aus. Während Traumdeutung in Ägypten eine sehr lange Tradition hatte und dies auf Seiten der Griechen auch bekannt war, findet sich Ägypten nicht in der Liste der Orte, die Artemidor in Vorbereitung auf sein Werk besuchte. Dies ist umso bemerkenswerter, als gerade zu dieser Zeit eine letzte Blüte demotischer Schriften zum Thema Traumdeutung entstanden ist. Bei näherer Betrachtung muss aber konstatiert werden, dass die fragmentarische Überlieferung der demotischen Quellen inhaltlich und stilistisch völlig anders geartet ist als das Werk Artemidors: Die ägyptischen Traumbücher stellen nämlich in fast enzyklopädischer Weise vornehmlich Listen auf, die den jeweiligen Traumgegenstand und die damit verbundene Folge

für den Träumer aufführen. Insgesamt verdeutlichte dieser Beitrag einmal mehr, welche Schätze noch in den Archiven der Museen und großen Sammlungen darauf warten, Licht ins Dunkel der Forschung zu bringen.



*Diskussion im Anschluss an den Vortrag von Luigi Prada (rechts am Pult stehend)*

Der byzantinischen Rezeption Artemidors widmete ANDREI TIMOTIN (Aix-en-Provence) seinen Beitrag. Obwohl Traumdeutung bei Artemidor in einem eindeutig paganen Kontext stattfand, eignete sich das Thema trotzdem zur Christianisierung. Nicht zuletzt in der Bibel finden sich bekanntlich prominente Beispiele von Traumdeutungen (erinnert sei an Josef oder Daniel). Es verwundert also nicht, dass auch das christliche Byzanz Traumdeutungspraktiken übernahm und weiter tradierte. Insbesondere im monastischen Kontext sowie am Kaiserhof wurden Träume weiterhin gedeutet. Die große Relevanz der Literatur zum Thema spiegelt sich in den Traumdeutungsbüchern wider, die unter anderem den Patriarchen Nikephoros und Germanos zugeschrieben wurden, wobei die exakten literarischen Abhängigkeiten und Zeitstellungen im Detail unklar bleiben müssen. Dass die Traumdeutung noch weit tradiert wurde, zeigt nicht zuletzt auch die Tatsache, dass dem Kaiser Manuel II. Palaiologos ein entsprechendes Werk zugeschrieben wird. Die Traditionslinien lassen sich dabei, wenn auch indirekt, über das Werk des arabischen Traumdeuters Achmet bis zu Artemidor ziehen.

Den Abschluss bildete der Beitrag von BEAT NÄF (Zürich), der sich anhand des Werkes von Joseph Ennemoser (1787–1854) mit der neuzeitlichen Artemidorrezeption auseinandersetzte. Dabei kontrastierte Näf insbesondere das Bild von Artemidor, das Freud verbreitete, mit diesem alternativen Ansatz. Ennemoser war ein Südtiroler Freiheitskämpfer und Mediziner, der zu einem bedeutenden Vorreiter des *tierischen Magnetismus* wurde und sich auch ausgiebig der antiken Magie und Traumdeutung widmete. Dabei ergab sich im Hinblick auf die vielen verschiedenen Bereiche, in denen in der Antike und danach mit Träumen umgegangen wurde, eine große Bandbreite von Möglichkeiten: So bildeten Träume seit Homer und den attischen Tragödiendichtern ein beliebtes literarisches Sujet, das imaginativ auf die Tiefenschichten des Bewusstseins und Vorzeichen der Götter hinwies. Auch in der Rhetorik wurden Träume als Exempla zitiert, in Philosophenschulen, Mönchtum und Medizin hatten sie in Form von Tagesresten, Dämonen oder Säftehaushalten ihren Platz. In einer Detailanalyse zeigte sich, dass ebenso wie in der Antike, so auch in der Neuzeit verschiedene Deutungsmuster vorhanden waren, die aber durch den großen Einfluss der Freud'schen Deutung zu Unrecht in den Hintergrund traten. Freud selbst war dabei von dem Historiker Albert Bernhard Büchschütz (1828–1922) beeinflusst, der die Rolle Artemidors, anders als Ennemoser, hervorhob. Bei Ennemoser, der seinerseits von dem Philologen Johann Ludwig Schulze geprägt war, spielt Artemidor eine untergeordnete Rolle und erscheint als eine Variante der antiken Traumdeutung neben etwa der christlichen Tradition. Vor diesem Hintergrund bleibt festzuhalten, dass auch im Bereich der Traumdeutung eine kulturelle Vielfalt vorlag und vorliegt, die es bei einer Beschäftigung mit dem Phänomen zu berücksichtigen und zu respektieren gilt.

Insgesamt zeigte die Tagung, wie viele Themenfelder im Bereich der Artemidorforschung noch der Bearbeitung harren. Neben der schon in vielen Beiträgen vorgestellten Möglichkeit, Artemidor und sein Werk als einzigartigen Text seiner Zeit in den Mittelpunkt sozialgeschichtlicher Arbeit zu stellen, bleiben weitere Themen noch Desiderate, wie die von JULIEN DU BOUCHET (Montpellier) geleitete Abschlussdiskussion gezeigt hat. Dazu gehören neben der Arbeit am Text und seiner Geschichte selbst noch Fragen nach dem Kontext Artemidors in der divinatorischen Wissenschaft seiner Zeit und seiner Quellen; Bezüge zu Formen der Magie oder Büchern der Astrologie sind ein lohnendes Forschungsfeld, gerade was den Umgang mit Symbolen und die Vermittlung von Wissen anbelangt; Fragen, die das Verhältnis von Mündlichkeit und Schriftlichkeit bei der Traumerzählung und -deutung betreffen, haben dabei ebenso ihren Platz wie die noch ausstehende archäologische Untersuchung der *material culture*, etwa von Alltagsgegenständen, die im Werk Artemidors genannt werden. Zudem muss bei aller notwendigen Fokussierung auf diesen einzigartigen Text berücksichtigt werden, dass uns mit Artemidor nur ein Vertreter der antiken Traumdeutungstra-

dition erhalten blieb, dessen Rolle daher im Detail möglicherweise relativiert werden muss. Zumindest gilt es, den Text noch stärker im geistesgeschichtlichen Umfeld seiner Zeit zu verorten, nach dem intellektuellen und philosophischen Rahmen und seinen intertextuellen Bezügen zu fragen. Auch die spezifischen historischen Realitäten in Kleinasien wären in den Blick zu nehmen, u. a. Fragen der Prosopographie und der zeitlichen Verortung. Umso wichtiger bleibt es daher, Artemidor zukünftig und noch stärker im weiteren Kontext antiker und nachantiker Divinationspraktiken zu betrachten. Es ist vorgesehen, die Beiträge der Tagung in den ‚Colloquia Augustana‘ (Berlin: Akademie-Verlag) zu publizieren.

---

## MELDUNGEN AUS DEM IEK

---





## Neuer Geschäftsführender Direktor des IEK



PROF. DR. GREGOR WEBER

Lehrstuhl für Alte Geschichte  
Universität Augsburg

## Mitgliederzugänge am IEK



PROF. DR. ROTRAUD VON KULESSA

Lehrstuhl für Romanische Literaturwissenschaft unter besonderer  
Berücksichtigung des Französischen und Italienischen  
Universität Augsburg



PROF. DR. HANNO EHRLICHER

Professur für Romanische Literaturwissenschaft  
Universität Augsburg



PROF. DR. ELISABETH MEILHAMMER

Lehrstuhl für Pädagogik mit Schwerpunkt Erwachsenen- und  
Weiterbildung  
Universität Augsburg

## 70. Geburtstag von Prof. Dr. Johannes Burkhardt Impressionen von den Feierlichkeiten im IEK



*Der Jubilar (rechts) begrüßt die Gäste in den Räumlichkeiten des IEK*



*Die Festgäste verfolgen die dargebrachten Gratulationen*



*Eine der zahlreichen Geschenkübergaben: Der Jubilar erhält aus den Händen des Geschäftsführenden Direktors, Prof. Dr. Gregor Weber, ein Buch über Kaiser Konstantin den Großen*



*Spontane Autorenlesung: Prof. Dr. Johannes Burkhardt liest aus seinem neuen Buch ‚Der Rhein ist die Elbe. Richard Wagners wahre Welten‘*



## **In memoriam**

Das Institut für Europäische Kulturgeschichte gedenkt  
seiner verstorbenen Mitglieder:

**Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Hans Wellmann**

\* 3. Juni 1936    † 1. März 2012

Emeritierter Ordinarius für Deutsche Sprachwissenschaft  
unter besonderer Berücksichtigung des Neuhochdeutschen  
an der Universität Augsburg

**Prof. Dr. Dr. h. c. Lothar Wolf**

\* 2. Dezember 1938    † 12. Juni 2012

Emeritierter Ordinarius für Romanische Sprachwissenschaft  
unter besonderer Berücksichtigung des Französischen  
an der Universität Augsburg

---

## AKTUELLE FORSCHUNG

---



## Übersetzungsleistungen von Diplomatie und Medien im frühneuzeitlichen Friedensprozess 1450–1789

WOLFGANG E. J. WEBER

Bericht zum 2009–2012 vom Bundesministerium für Bildung und Forschung finanzierten Verbundprojekt

Der europäische Kontinent war zwischen dem Fall Konstantinopels 1453 und der Französischen Revolution 1789 kontinuierlich von Kriegen geplagt. So zum Beispiel die Burgunderkriege 1474 bis 1477, die Hugenottenkriege 1562 bis 1598, der Dreißigjährige Krieg 1618 bis 1648 und der spanische Erbfolgekrieg 1701 bis 1714. Gleichzeitig war der Wunsch nach Beendigung kriegerischer Auseinandersetzung in der Frühen Neuzeit groß und führte zu einer regen diplomatischen Kultur, deren Leistung in über 2000 Friedenskongressen und -verträgen unterschiedlichen Zuschnitts bestand. Lag in der gleichwohl festzustellenden Unfähigkeit zu einem dauerhaften, allseitigen Frieden ein Defizit der frühneuzeitlichen Mächtewelt? Entfalteten die Verträge nicht nur wegen neuer Interessen und Interessenlagen keine nachhaltige Wirksamkeit, sondern auch, weil bei der Vertragsverhandlung sprachliche und kulturelle Grenzen nicht überwunden werden konnten oder diplomatische Sprachlichkeit zu Missverständnissen oder neuen Problemen führte? Oder schlug die öffentliche Vermittlung der Friedensbotschaften fehl, mit der Folge mangelnder Akzeptanz der Vertragsschlüsse und ihrer Regelungen?

Diesen und einer Vielzahl weiterer, verwandter Fragen ging das Forschungsprojekt *Übersetzungsleistungen frühmoderner Friedensverträge: Vertrags- und Vermittlungssprachen sowie mediale Umsetzungen* nach, das zwischen August 2009 und November 2012 am Institut für Europäische Kulturgeschichte angesiedelt war. Vom Bundesministerium für Bildung und Forschung finanziert, fungierte es als Augsburger Teilprojekt des gemeinsam mit dem Leibniz-Institut für Europäische Geschichte Mainz (Prof. Heinz Duchhardt, Dr. Martin Espenhorst) und der Staatsgalerie Stuttgart (PD Dr. Hans-Martin Kaulbach) betriebenen Verbundprojekts *Übersetzungsleistungen frühmoderner Friedensverträge 1453-1789*. Neben der Projektleitung (Prof. Johannes Burkhardt, Prof. Wolfgang E. J. Weber) umfasste es vier wissenschaftliche Mitarbeiter nach Tarif E 13/halbe. Das Vorhaben diente auch dem Zweck, die Augsburger frühneuzeitliche Friedensforschung zu bündeln und mit anderen Ansätzen der Friedensforschung an der Universität Augsburg zu koordinieren.

## Friedensideen und Friedenspraxis in der medialen Umsetzung

Frühneuzeitliche Friedensschlüsse waren Medienereignisse. Sie standen im Fokus der höfischen, gelehrten und bürgerlichen Öffentlichkeit. Mittels Flugblättern und Flugschriften, in Zeitungen, Zeitschriften und Nachrichtenkorrespondenzen wurde von Friedensverhandlungen und Friedensschlüssen in Wort und Bild berichtet. In politischen Abhandlungen, Staatsschriften, Geschichtswerken und Reichspublizistik wurden sie thematisiert und diskutiert. Zumindest die wichtigsten Vertragstexte wurden europaweit kopiert, vervielfältigt, übersetzt, gedruckt, verschickt und archiviert. Mit Elan wurden sie, einmal wohlwollend, ein anderes Mal ablehnend, in der frühneuzeitlichen Medienlandschaft kommentiert, interpretiert, kritisiert und verformt, das Friedensereignis in Gedichten, Dramen, Bildern und Liedern künstlerisch verarbeitet. Die Leistungen und Wirkungen dieser medialen Umsetzungen wurden in der Geschichtswissenschaft bisher jedoch noch kaum erforscht. Waren die einschlägigen Medien effektive Multiplikatoren von Friedensideen und Friedenspraxis, auch über sprachliche und kulturelle Grenzen hinweg? Wer verfasste die einschlägigen Texte, an wen waren sie gerichtet und wer las sie konkret? Wie waren die Texte sprachlich und stilistisch gestaltet? Haben wir es bei ihnen eher um nüchtern-registrierende Beschreibungen, Mahnungen, Beschwörungen oder wissenschaftlich-diskursiv erörternde Abhandlungen zu tun? Wirkten sie tatsächlich friedensfördernd und friedenssichernd, und wenn ja, in erster Linie bei wem und warum? Oder blieb ihr irenischer Effekt im bellizitären frühneuzeitlichen Europa gerade bei den Eliten eher begrenzt, während die breite Bevölkerung in einer undifferenzierten, meist resignativen Friedenssehnsucht verharnte?

Diese Fragen öffnen einen historischen Horizont, dessen fortschreitende Öffnung einem spannenden Abenteuer gleicht und unversehens zu Kernproblemen auch des heutigen europäischen Daseins führt. Denn der Ansatz an den Friedensverträgen und deren Lingualität verknüpft allgemeine Geschichte und Kulturhistorie in komplexer Weise und kann Erkenntnisse generieren, die zentral in heutige Problemlagen und Lösungsperspektiven verweisen.

## Friedensvertrags- und Vermittlungssprache in frühneuzeitlichen Friedensverträgen

1648, am Ende des Achtzigjährigen Krieges, errangen die Niederlande ihre Unabhängigkeit von der jedenfalls bis um 1590/1600 schier übermächtig erscheinenden spanischen Krone. Von diesem Zeitpunkt an wurde dieser Souveränität für eine bestimmte Zeit durch die bewusste Wahl des Niederländischen als Vertragssprache künftiger Friedensabkommen zwischen den Generalstaaten und Spanien symbolisch Ausdruck verliehen. Im Hintergrund stand die Bereitschaft der anti-



spanischen Kräfte, den vornehmlich protestantisch geprägten Niederlanden zur Positionierung und zum Aufstieg in der europäischen Mächtehierarchie zu verhelfen. In anderen Fällen griffen die Kriegsgegner bei der Abfassung des Friedensvertrages aus pragmatischen Gründen auf eine bestimmte Sprache zurück. So etwa bei den Friedensschlüssen zur Beendigung des Nordischen Krieges, in deren Rahmen sich Schweden und Russland 1721 im finnischen Nystad auf einen Vertragstext in deutscher Sprache einigten. Diese ungewöhnlich anmutende Wahl hatte mehrere Gründe. Neben der Tatsache, dass Deutsch im nördlichen Europa als Zweit- und Verkehrssprache weit verbreitet war und die Rechtsverhältnisse in der Konfliktregion eine Rolle gespielt haben dürften, ist der Hauptgrund in der Herkunft der am Krieg beteiligten Monarchen zu suchen: Sie stammten mehrheitlich aus deutschen Dynastien und unter ihren Beratern wie Bevollmächtigten gab es viele Deutsche. Deutsch bot sich also als beiderseits vertraute, vergleichsweise präzise Vermittlungs- wie Verständigungssprache an und hatte an dieser Stelle auch den Vorteil, keinem Vertragspartner als dessen Nationalsprache einen zumindest symbolischen Vorteil zu verschaffen. Welche Interpretationsspielräume dagegen übersetzte Versionen von Friedensverträgen bieten konnten, zeigt exemplarisch der 1606 mit dem Osmanischen Reich geschlossene Friede von Zsitva-Torok. „Ein für allemal“ (*semel et semper*) sollte der lateinischen Vertragsversion zufolge jetzt eine symbolische Tributzahlung der Kaiserlichen an den Sultan, wie sie vorher üblich war, erledigt sein. In der osmanischen Variante der Vereinbarung hingegen fehlt diese Formel.

### Lingualität, Diplomatie und Übersetzung

Die Sprache spielte für die Annäherung der Konfliktparteien und den diplomatischen Austausch, der im Idealfall in einem Friedensschluss gipfelt, mithin eine zentrale Rolle. So verwundert nicht, dass auch die zeitgenössischen Diplomatenpiegel diesem Aspekt fortschreitend höhere Bedeutung zumessen. Mehr noch, es lässt sich erkennen, dass die diplomatieprofessionelle Sprachfertigkeit einen wichtigen Faktor für das wachsende Professions- und Elitenbewusstsein der Diplomaten spielte. Nachdem der Diplomat sein Geschäft ursprünglich als ausnahmsweiser Vertreter seines Herrschers aufgenommen hatte, geriet der Herrscher allmählich zum Störenfried und Ignorant der internationalen Diplomatie, weswegen er sich tendenziell im Hintergrund zu halten hatte. Diesen Aspekt bezog auch die begleitende politiktheoretische und völkerrechtliche Diskussion mit ein. Diplomatische Lingualität ist damit auch in Bezug zu setzen mit der Entwicklung der monarchischen oder aristokratischen Herrschaftssysteme zum modernen Staat, in dem der Herrscher nurmehr als Funktionsträger auftritt. Interessenvertretung wie Verschleierung des eigenen, wahren Interesses zwecks Erlangung eines Vorteils

bereicherten aber auch die zeitgenössischen Sprach- und Sprechwissenschaft enorm. So legte z. B. der deutsche Jurist Friedrich Karl von Moser 1950 seine ‚Abhandlung von den Europäischen Hof- und Staatssprachen‘ vor, die noch heute als wegweisend gilt; ihr vorausgegangen war bereits 1691 die ‚Disputatio iuridica de negotiis per interpretem gestis‘. Dass zum fortschreitend zweckoptimierten Sprechverhalten des Diplomaten auch dessen Körperverhalten und Mimik treten mussten, war ebenfalls schon früh klar. Alle diese Aspekte sind noch kaum erforscht; das Projekt hatte mithin vielfach Neuland zu betreten. Das galt aber auch bereits für die gewählte Forschungsperspektive insgesamt. Konzeptionell-methodische Befassungen mit dem Komplex der Diplomatensprache in historischer Ausrichtungen liegen noch kaum vor. Die historisch ausgerichtete oder zumindest informierte Übersetzungswissenschaft bleibt vorwiegend der Übersetzung von Belletristik verhaftet, Friedensvertragsübersetzungen haben praktisch noch keinerlei Interesse bei ihr gefunden. Das Gleiche gilt für die interessante Fortentwicklung der Übersetzungsanalyse zur Kulturübersetzungsforschung (History of cultural translation). ‚Übersetzen‘ – das bedeutet ja zum Einen, im ursprünglichen Sinne, einen Text von einer Sprache in eine andere zu übertragen. Zum Anderen wird der Begriff – man spricht in diesem Kontext von ‚cultural translation‘ oder ‚kulturellem Übersetzen‘ – in den Geschichts- und Kulturwissenschaften neuerdings als Metapher zur Beschreibung von Vermittlungs-, Austausch- und Kommunikationsprozessen zwischen unterschiedlichen Kulturen verwendet. In diesem Kontext meint ‚kulturelles Übersetzen‘ viel breiter auch die Übertragung von Vorstellungen, Werten, Denkmustern, Verhaltensmustern und Praktiken eines kulturellen Kontexts in einen anderen. Ein Beispiel im vorliegenden Kontext war schon angesprochen: für die islamischen Osmanen war es religiös-kulturell ausgeschlossen, mit Ungläubigen mehr als nur (vorübergehende) Waffenstillstandsverträge abzuschließen oder huldvoll Unterwerfungsbekundungen – v. a. in Form der Verpflichtung auf Tributzahlungen – von diesen entgegenzunehmen. Unter dem Druck ungünstiger Umstände eingegangene weitergehende Vereinbarungen mussten ihre wahren Sachverhalte deshalb weitgehend verschleiern.

### Programm und Ergebnisse

Das Arbeitsprogramm des Projekts war demzufolge anspruchsvoll. Es konnte nur mittels guter Organisation bewältigt werden. Die Projektleitung traf sich in dichter Folge. Die Mitarbeiter bildeten zwei Arbeitsgruppen, die in jeweils eigenen Paketen ihre spezifischen Aufgaben zu erledigen hatten. Im Abstand von zwei Wochen, bei Bedarf auch öfter, fanden regelmäßige Teamsitzungen statt. Die Koordination im Verbundprojekt erfolgte mittels regelmäßiger Workshops in den beteiligten Institutionen. Das Augsburger Teilprojekt eröffnete seine inhaltliche

Hauptphase mit dem Internationalen Symposium *Dimensions of Peace in Early Modern Europe* (10. November 2009), an dem auch fünf japanische Wissenschaftler teilnahmen. Der Hauptprojektleiter brachte das Vorhaben über zahlreiche Vorträge und Publikationen in einschlägige universitäre und außeruniversitäre Institutionen ein; Rundfunkbeiträge machten es auch breiteren Kreisen bekannt. Aus der Mitarbeitertätigkeit gingen zwei spezielle Datenbanken hervor, eine auf der Friedensverträgedokumentation des Instituts für Europäische Geschichte gestützte Verträgedokumentation mit Angabe der jeweils eingesetzten Sprachen mit rund 2050 Einträgen, und eine Unterhändlerdatenbank mit biographisch-sprachlichen Daten (rund 4700 Sätze). Die Projektleiter und Projektmitarbeiter sind in insgesamt mehr als 30 Fällen als Vortragende oder Moderatoren bzw. Diskussionsteilnehmer auf einschlägigen Veranstaltungen aufgetreten. Insgesamt sind im Projektrahmen 22 Vorträge entstanden. 46 Publikationen sind zu verzeichnen. Der wichtigste Verbundsammelband mit dem Titel ‚Frieden übersetzen in der Vormoderne. Translationsleistungen in Diplomatie, Medien und Wissenschaft‘, hg. von Heinz Duchhardt und Martin Espenhorst ist bereits erschienen (Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2012); in ihm sind neben den Augsburger Projektleitern auch alle Projektmitarbeiter, Prof. Dr. Kay Jankrift, Dr. Andrea Schmidt-Rösler, Dr. des. German Penzholz und Benjamin Durst M.A. vertreten. Der Augsburger Teilprojekt-Sammelband ist unter dem Titel ‚Sprache. Macht. Frieden. Lingualität und Diplomatie in der Frühen Neuzeit‘ als erster Band der neuen Buchreihe *Documenta Augustana Pacis* im Druck (Augsburg: Wißner 2013). Aus dem Projekt, das Ende 2012 sowohl auf der Internationalen Tagung *Utrecht-Rastatt-Baden 1713/14* als auch in der Ausstellung *Friedensbilder in Europa 1450–1815* an der Staatsgalerie Stuttgart präsentiert wurde, wird auch eine entsprechende Dissertation hervorgehen. Weitere Fortführungsideen betreffen die Digitalisierung der Augsburger Friedensgemälde und sonstiger einschlägiger Augsburger Bestände sowie den Aufbau einer entsprechenden Internetplattform.

## Neuerscheinungen aus dem IEK

Silvia Serena Tschopp/Wolfgang E. J. Weber (Hg.): Macht und Kommunikation. Augsburger Studien zur europäischen Kulturgeschichte [= Colloquia Augustana Bd. 30]. Berlin: Akademie Verlag 2012. 436 S., 79,80 €. ISBN 978-3-05-006063-7.



Macht ist nicht nur stets auf Kommunikation angewiesen, um sich durchzusetzen und erhalten zu können, sondern bereits selbst Ergebnis eines kommunikativen Prozesses. Um diesen Zusammenhängen genauer auf die Spur zu kommen, bedarf es einer neuen kulturhistorischen Perspektive. Das Institut für Europäische Kulturgeschichte der Universität Augsburg ist seit Langem damit befasst, diese Perspektive zu entwickeln und zu erproben. Der vorliegende Sammelband zeigt anhand einer Vielfalt von Fallstudien zur europäischen Geschichte von der Antike bis in die neueste Zeit, welche faszinierenden Aspekte auf diese Weise hervortreten können: Legitimationsstrategien, Ansprüche

auf höchste Throne, Zugang zum Ohr des Königs, Theorien kommunikativen Umgangs mit Untertanen, wissenschaftsdisziplinäre Exklusionen, Machtzuschreibungen in der Erziehung, Macht und Ohnmacht in der religiösen Kommunikation, literarische Verarbeitungen im Hinblick auf das Todesurteil und den Krieg.

Maria Stuißer: Zwischen Rom und dem Erdkreis. Die gelehrte Korrespondenz des Kardinals Stefano Borgia (1731–1804) [= Colloquia Augustana Bd. 31]. Berlin: Akademie Verlag 2012. 459 S. 89,80 €. ISBN 978-3-05-005901-3.



Rom war in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts nicht mehr *caput mundi*, aber immer noch Anziehungspunkt für Reisende aus Europa und darüber hinaus. Zum internationalen Flair trugen Institutionen des Heiligen Stuhls wie die weltweit agierende Missionskongregation ihren Teil bei. Einer ihrer Sekretäre – der spätere Kardinal Stefano Borgia – unterhielt in der *urbs* nicht nur einen internationalen und interkonfessionellen Gesprächs-zirkel, an dem z. B. Johann Gottfried Herder teilnahm, sondern auch ein weltumspannendes gelehrtes Briefnetzwerk: Unter Borgias wichtigsten gelehrten Briefpartnern waren zahlreiche deutschsprachige, protestan-

tische Gelehrte wie etwa Friedrich Münter oder Arnold H. L. Heeren, doch reichten seine Briefverbindungen bis Luanda, Uppsala, Peking und Manila.

Die vorliegende Monografie erschließt und analysiert erstmals umfassend den unveröffentlichten gelehrten Briefwechsel Stefano Borgias und zeigt daran Kommunikationsmöglichkeiten und -grenzen des Distanzmediums Brief in der *Respublica litteraria* am Ende des 18. Jahrhunderts auf.

Mark Häberlein/Magdalena Bayreuther: Agent und Ambassador. Der Kaufmann Anton Meuting als Vermittler zwischen Bayern und Spanien im Zeitalter Philipps II. [= Documenta Augustana Bd. 23]. Augsburg: Wißner Verlag 2013. 256 S., 20 Abb., 20,- €. ISBN 978-3-89639-921-2.



Die vorliegende Studie ist aus dem von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten Projekt „Fürsten und Kaufleute im konfessionellen Zeitalter: Augsburger und Nürnberger Firmen als Hoflieferanten mitteleuropäischer Herrscherhäuser 1548–1630“ hervorgegangen, welches Teil eines an der Universität Bamberg und der Technischen Universität Dresden angesiedelten Projektbündels „Märkte – Netzwerke – Räume. Wirtschaftsbeziehungen und Migrationsprozesse in der Frühen Neuzeit (1500–1800)“ war. Das zwischen 2008 und 2011 durchgeführte Projekt „Fürsten und Kaufleute“ ging von der These aus, dass bis in die ersten Jahre des Dreißigjährigen Krieges hinein speziali-

sierte Märkte zur Belieferung mitteleuropäischer Höfe mit hochwertigen Luxus- und Konsumgütern von reichsstädtischen, vor allem Augsburger und Nürnberger Handelshäusern geprägt bzw. dominiert wurden. Die große Zahl an Dokumenten, die im Rahmen dieses Projekts über den bislang wenig bekannten Augsburger Kaufmann und Agenten Anton Meuting (gest. 1591) gefunden wurden, sowie die Tatsache, dass diese Quellen besonders facettenreiche Einblicke in die Zusammenhänge von Handel, Diplomatie und Kulturtransfer im 16. Jahrhundert gewähren, führten zu der Entscheidung, seiner Karriere und seinen Tätigkeitsfeldern eine eigene Studie zu widmen.

---

## BUCHREZENSIONEN

---





Andreas Großmann/Christof Landmesser (Hg.): Rudolf Bultmann /Martin Heidegger, Briefwechsel 1925–1975. Frankfurt a. M./Tübingen: Mohr Siebeck/Klostermann 2009. ISBN 978-3-465-03602-9. 347 S., 9 Abb. 39,– €

Im Jahr 1923 wurde der Freiburger Privatdozent Martin Heidegger an die Universität Marburg berufen, wo er den evangelischen Neutestamentler Rudolf Bultmann kennenlernte. Die Begegnung zwischen Bultmann („das ist Marburg!“, wie der Romanist Leo Spitzer 1930 befand, S. IX) und Heidegger (dem heimlichen König im Reich des Denkens, wie Hannah Arendt schrieb, S. IX), war wohl für beide ein elementares Ereignis (S. IX). Zwischen den seinerzeit bedeutendsten und einflussreichsten Vertretern ihres Faches entspann sich rasch ein freundschaftlich-vertrautes Gespräch über das Verhältnis von Theologie und Philosophie. Samstags trafen sie sich zur gemeinsamen Lektüre des Johannesevangeliums (S. X), und Heidegger wurde Mitglied der legendären ‚Graeca‘, einem Kreis Marburger Professoren, der sich im Hause Bultmanns zusammenfand, um gemeinsam griechische Autoren zu lesen (S. X). Der ‚Graeca‘ gehörten u. a. der klassische Archäologe Paul Jacobsthal, der klassische Philologe Paul Friedländer sowie Bultmanns theologischer Kollege Hans von Soden an (S. 24 Anm. 2).

Der von A. Großmann und Chr. Landmesser herausgegebene und vorzüglich kommentierte Briefwechsel reicht von 1925 bis 1975. Dieser umfasst 47 Briefe bzw. Postkarten Bultmanns und 73 Briefe bzw. Postkarten Heideggers (S. XXI) und intensivierte sich nach Heideggers Weggang von Marburg nach Freiburg im Jahr 1928. Er zeigt zunächst, dass diese beiden Gelehrten Universitätslehrer mit Leib und Seele waren, für die Zwischenprüfungen, Promotionen, Habilitationen, Emeritierungen, Listenplätze, Berufungsverhandlungen und ‚die Kollegen‘, kurz jede Form von akademischem Klatsch (S. VII) Lebenselixier waren. Man freut sich über „nette neue Gesichter“ im Seminar (Brief 25, Bultmann an Heidegger, 18. November 1928, S. 81). Bultmann schreibt von einer mündlichen Examensprüfung, die „so bodenlos-schauerlich“ war, dass sie von v. Soden abgebrochen wurde, um dem Kandidaten „das glatte Durchfallen zu ersparen“. Zu Protokoll wurde die Begründung „wegen Aufregung des Kandidaten“ gegeben (Brief 35, Bultmann an Heidegger, 15. Juli 1929, S. 113). Heidegger berichtet von einem Marburger Studenten der Theologie, der bei ihm vorspricht und sich als so schwer krank erweist, dass er noch am selben Abend in die psychiatrische Klinik gebracht werden muss (Brief 66, Heidegger an Bultmann, 7. März 1929, S. 103f.). Wir werden am Rande Zeugen der Promotion von Hans Jonas (Brief 18, Heidegger an Bultmann, 21. Februar 1928, S. 51) und der Habilitation von Hans-Georg Gadamer (Brief 33, Bultmann an Heidegger, 7. März 1929, S. 103f.).

Sehr ausführlich besprochen wird der Versuch Paul Friedländers, in Freiburg die Nachfolge Rudolf Pfeiffers zu bekommen, der nach München gewechselt war.

Bultmann setzt sich sehr für seinen Marburger Kollegen und Freund Friedländer ein (Brief 38, Bultmann an Heidegger, 1. Dezember 1929, S. 122), aber Heidegger sieht „aus den bekannten Gründen“ (Brief 31, Heidegger an Bultmann, 27. Januar 1929, S. 95) „schwarz“. Die bekannten Gründe sind Friedländers intellektuelle Nähe zur Philosophie des George-Kreises, die Heidegger „auf die Nerven“ geht (ebd. S. 96). Doch war Friedländer *kein* Mitglied des Kreises, wie S. 96 Anm. 6 behauptet. Obwohl Heidegger in Friedländers ‚Platon‘ (Platon, Bd. 1: Eidos, Paideia, Dialogos, Berlin 1928) vieles gut gefallen hat, scheint ihm das Buch „gerade in der Haltung – sehr unausgeglichen“ (ebd. S. 97). Auch im engeren Kollegenkreis sei das Urteil über Friedländer ablehnend (Brief 39, Heidegger an Bultmann, 15. Januar 1930, S. 123). Heidegger selbst favorisierte Karl Reinhardt (Brief 31, Heidegger an Bultmann, 27. Januar 1929, S. 95), der ihm auch persönlich sympathisch war (Brief 34, Heidegger an Bultmann, 9. April 1929, S. 109). Freiburg zerschlug sich, aber 1932 erhielt Friedländer einen Ruf nach Halle an der Saale, wo er als evangelisch getaufter Jude 1936 von den Nationalsozialisten seines Amtes enthoben wurde und in die USA emigrierte. Bultmann und Friedländer blieben bis an ihr Lebensende miteinander befreundet (Brief 97, Bultmann an Heidegger, 26. Dezember 1968, S. 228).

Breiten Raum nehmen Seminarplanungen, Publikationsvorhaben und Berichte von Vortragsreisen ein. Bultmann schlägt einen persönlicheren Ton an, schreibt über seine Lektüre (Brief 14, Bultmann an Heidegger, 14. September 1927, S. 39: Fontane; Brief 36, Bultmann an Heidegger, 4. November 1929, S. 116: Dostojewski), Musikvorlieben (Brief 21, Bultmann an Heidegger, 11. April 1928, S. 59: italienische Oper, Schubert, Mozart), Kunst- und Reiseeindrücke (Brief 36, Bultmann an Heidegger, 4. November 1929, S. 117 f.: Amsterdam; Rembrandt, Franz Hals), gesteht, auf der Kur in Wiesbaden „recht faul“ sein zu wollen (Brief 9, Bultmann an Heidegger, 18. April 1927, S. 31), oder wünscht sich, mit Heidegger im ‚Engel‘ in Todtnauberg bei einem Glas Wein und Forelle zu sitzen (Brief 44, Bultmann an Heidegger, 24. August 1930, S. 135). Seine berühmte Hütte in Todtnauberg erwähnt Heidegger des Öfteren. So schreibt er einmal von dort: „Ich hoffe, daß Du bald wieder mal den Weg nach Freiburg findest. Haus und Garten sind jetzt noch viel schöner; so wird es schwer, zwischen Haus und Hütte zu entscheiden. Aber hier oben ist doch wirkliche Einsamkeit und die eigentliche Luft und der Boden für meine Arbeit – als lägen die Dinge und Fragen zwischen den Wäldern und Tälern und weiten Matten verborgen, so springt mir alles zu, sobald ich hier oben bin. Gedanken knüpfen sich einfach neu, an frühere Augenblicke der Besinnung und Arbeit – eine einheitliche Stimmung, die mir eine große Sicherheit gibt“ (Brief 65, Heidegger an Bultmann, 29. August 1932, S. 179f.).

Kontrovers wird es Ende des Jahres 1932: „Daß ich Mitglied der NSDAP sei,“ schreibt Heidegger, „ist ein Latrinengerücht – wie man beim Militär sagte –, das

irgend jemand in der letzten Zeit verbreitet; [...] *Ich bin nicht Mitglied dieser Partei* und werde es nie sein, sowenig wie ich früher Mitglied irgend einer anderen gewesen bin“. Nicht ohne Spott spricht der Philosoph von seinen Professorenkollegen und der an den Universitäten herrschenden Kleingeisterei. Im selben Brief heißt es weiter: „Wobei mir freilich die heutige, gerade auch von der Mehrzahl der ‚Kollegen‘ hochgehaltene ‚Kultur‘ und ‚Wissenschaft‘ gestohlen bleiben kann. Die Ahnungslosigkeit dieser Herren, die auf ihrer ‚Universität‘ festsitzen, übersteigt jedes Maß“ (Brief 68, Heidegger an Bultmann, 16. Dezember 1932, S. 191). In dem Brief deutlich zu spüren ist Heideggers Ablehnung der Weimarer Demokratie. Am 3. Mai 1933 trat er dann doch der NSDAP bei und übernahm, von der Idee des Führerprinzips und der Volksgemeinschaft ehrlich überzeugt, sein unseliges Freiburger Rektorat.

Verstreut über den ganzen Briefwechsel finden sich nachdenkenswerte Bemerkungen: So etwa, wenn Bultmann die Theologen auffordert, „vor allem die neutestamentliche Exegese wieder die griechische Literatur“ zu studieren (Brief 33, Bultmann an Heidegger, 7. März 1929, S. 101), oder Heidegger mahnt, sich nicht in der abgeleiteten Sekundärliteratur zu verlieren, sondern sich auf die Quellen zu besinnen (Brief 34 Heidegger an Bultmann, 9. April 1929, S. 108). Am Ende steht die Erkenntnis, dass mit dem Fortgang der Studien die Dinge einfacher und zugleich schwieriger werden (Brief 66, Heidegger an Bultmann, 3. November 1932, S. 182).

Wie man sich aber auch täuschen kann, zeigt der Brief 117 von Heidegger an Bultmann. Zum Neuen Jahr 1975 schreibt der Philosoph: „Die heutige Theologie sucht, soweit ich sehe, auf Irrwegen eine wenig verlässliche Zuflucht bei der Soziologie, Politologie und der Psychoanalyse. Aber diese Mode wird rasch in sich zerfallen“ (Heidegger an Bultmann, 2. Januar 1975, S. 255). Das Gegenteil ist eingetreten: Seit fast vierzig Jahren haben sich die Anleihen der exegetischen Forschung bei den genannten Fächern als höchst erfolgreich erwiesen, gerade was die Frage nach dem historischen Jesus betrifft. Freilich haben sich weder Heidegger noch Bultmann für den historischen Jesus und die Geschichte Israels zur Zeit Jesu interessiert.

Mit zunehmenden Alter und abnehmenden Kräften werden die Mitteilungen kürzer und seltener, aber menschlich anrührender. Oft werden nur mehr Geburtstagsgrüße oder Fotos ausgetauscht. Im Angesicht des Todes bleibt der Dank an den Anderen (Brief 114, Heidegger an Bultmann, 17. August 1974, Brief 116, Heidegger an Bultmann, Herbst 1974): „Lieber Freund, am Ende, d. h. dort, wohin sich alles versammelt in den Stunden und Tagen des irdischen Abschieds, bleibt der Dank. Er verwandelt und mildert den Schmerz“ (Brief 109, Heidegger an Bultmann, 8. April 1973, S. 249).

KAY EHLING

Adam Sharr: Heideggers Hütte. Berlin: Brinkmann & Bose 2010. ISBN 978-3-940048-07-3. 128 S. 49 Abb. 24,- €

„Es ist schwer mit Hölderlin allein zu sein –“, schreibt Martin Heidegger an seine Frau Elfride, „aber es ist die Schwere alles Großen. Ob die Deutschen einmal begreifen werden, daß hier nicht ein lebensuntüchtiger Schwächling in Verse sich rettete, sondern ein Held den kommenden Göttern standhielt –“ fragt er weiter, „ohne“, und hier spielt der Philosoph in doppelter Weise auf seine eigene Lage an, „ohne jede Gefolgschaft, tagelang festgewurzelt auf den Bergen“ („Mein liebes Seelchen!“ Briefe Martin Heideggers an seine Frau Elfride 1915–1970. Ausgewählt und kommentiert von G. Heidegger, München 2007, S. 188). Als Heidegger diese Sätze am 11. Oktober 1934 niederschrieb, stand er im Begriff, durch die Beschäftigung mit Hölderlin die ihm drohende, innere Dürre der Monate nach seinem zu Recht viel diskutierten höchst problematischen Freiburger Rektorat zu überwinden. Für das Wintersemester 1934/35 bereitete er eine Vorlesung über Hölderlins Hymnen ‚Germanien‘ und ‚Der Rhein‘ vor (GA Bd. 39). Wie G. Figal ausführt, nimmt diese Hölderlin-Vorlesung eine besondere Stellung ein, da sich Heideggers Auseinandersetzung mit der Kunst an Hölderlin entzündete (Martin Heidegger zur Einführung, Hamburg <sup>6</sup>2011, S. 131). Es folgten seit 1936 vielbeachtete Vorträge zu Hölderlin, weitere Vorlesungen in den Jahren 1941 und 1942, Einzelpublikationen z. B. in den Hölderlin-Jahrbüchern 1943 („Andenken“, S. 267–324) und 1958/60 (Hölderlins Erde und Himmel, S. 17–39) sowie die Aufnahme einer Sprechplatte im Jahr 1963 (GA Bd. 4, S. 203f.). Heideggers Wunsch folgend wurden bei seiner Beerdigung am 28. Mai 1976 Hölderlin-Strophen verlesen (vgl. Ernst Jünger – Martin Heidegger Briefe 1949–1975, Stuttgart 2008, S. 92ff. Brief 76: Elfride Heidegger an Ernst Jünger S. 92ff.). Im Rahmen dieser Besprechung kann Heideggers Hölderlinverständnis natürlich nicht dargelegt (vgl. dazu GA Bde. 13, 39, 52, 53, 75 und die einschlägige Literatur bei H. Zaborowski: „Eine Frage von Irre und Schuld?“ Martin Heidegger und der Nationalsozialismus, Frankfurt a. M. 2010, S. 519 Anm. 117, sowie G. Figal: Martin Heidegger zur Einführung, Hamburg <sup>6</sup>2011, S. 130ff.), allenfalls angedeutet werden: Hölderlin ragt für ihn als „Dichter der Deutschen“ über Goethe, Schiller, Novalis, Eichendorff, George und Rilke (GA Bd. 39, S. 220) und auch philosophisch weit über seine Tübinger Stiftsfreunde Hegel und Schelling hinaus. Heidegger erkennt in ihm den Dichter, der sich und seine Dichtung in das Spannungsfeld des Nichtmehr und des Nochnicht gestellt hat. Die alten Götter Griechenlands sind nicht mehr, genauer, sind entflohen (GA Bd. 39, S. 95), und der kommenden Gott/die kommenden Götter sind noch nicht. Daher ist Hölderlin der Dichter „in dürftiger Zeit“, weil dieser „in einem gedoppelten Mangel und Nicht steht“ (GA Bd. 4, S. 47). Aber indem er von den entflohenen Göttern spricht, vom Kommenden dichtet, und dabei das „Heilige“ sagt, reißt er das Hier und Jetzt auf und stiftet, und sei es nur für einen flüchtigen Augenblick, in der Schönheit seiner Dichtersprache worthaftes Sein (GA Bd. 4, S. 41, 134). Hölderlins ‚Wahnsinn‘

schließlich ist Heidegger nicht einfach Krankheit (GA Bd. 39, S. 35). Der Dichter ist den Blitzen des Gottes ausgesetzt und aus der übergroßen apollinischen Helle wird er „in das Dunkel gestoßen“ (GA Bd. 4, S. 44).

Den Ort, an dem Heidegger im Herbst 1934 zum Denken und Schreiben über Hölderlin fand, die legendäre „Hütte“ bei Todtnauberg im Schwarzwald, etwas südlich von Freiburg gelegen, stellt Adam Sharr in seiner reich bebilderten Monographie in jedem noch so kleinen Detail vor und verknüpft dies mit Reflexionen über die untergründige Korrespondenz zwischen dem Wohnen in der stillen Bergabgeschiedenheit und spezifischen Architektur der Hütte und Heideggers ganz eigener delphisch-orakelhaften Philosophie und Sprache.

Zunächst zu Örtlichkeit und Wetterbedingungen: Todtnauberg liegt auf 1021 Meter Höhe, die Hütte ungefähr einhundert Meter höher, unterhalb der Baumgrenze, einen Kilometer nordöstlich vom Dorfzentrum entfernt (S. 27). „Das Wetter“, schreibt Sharr, „kann sehr schnell wechseln, da hohe Bergketten und tief eingeschnittene Täler lokale Klimaextreme nach sich ziehen. Wenn durch Feuchtigkeit Nebel entsteht, ist die Fernsicht nur bedingt möglich. Regen kann die Sicht auf wenige Meter beschränken. Trotz ihrer Weite wirkt die Gegend dann völlig in sich zurückgezogen. „Aussichten können sich innerhalb von Minuten eröffnen und wieder verschwinden. Im Sommer ist es oft heiß, von Gewitterschauern unterbrochen. Nach dem Regen entsteht durch die Sonne Dunst über den Bäumen und Hügeln [...] Zwischen den benachbarten Tälern kann das Wetter variieren. Während in dem einen hellster Sonnenschein ist, kann es im anderen den ganzen Tag regnen. Von bestimmten hoch gelegenen Wegen aus lässt sich beides beobachten“ (S. 27).

Im Schatten der Baumgruppen ist die Hütte nicht so leicht zu entdecken (S. 34). Das Gebäude steht auf einem aufgeschütteten Sockel und misst etwa 6 mal 7 Meter; es ist größtenteils aus Holz gebaut und verkleidet (S. 36). Die Ausrichtung des Holzhauses „entspricht beinahe exakt den Himmelsrichtungen [...] die Rückseite war gut geschützt gegen Norden“ (S. 66). Von Süden, d. h. der dem Tal zugewandten Seite, betritt man die Hütte, die sich in vier Räume gliedert: Linker Hand liegen Vorraum und Küche, rechter Hand Schlaf- und Arbeitszimmer (vgl. auch den Plan der Hütte S. 39).

Zwischen Vorraum und Küche befindet sich ein großer Kachelofen mit Sitzbank, die „Kunst“ (S. 66 mit den Abb. 20 und 21). Das Bedürfnis nach Licht und Wärme war eine bestimmende Erfahrung des Lebens auf der Hütte (S. 66). Deshalb war an kalten Tagen das Bett in der Küche das beliebteste, „weil es durch die Nähe zum Ofen das wärmste war“ (S. 69). Der Esstisch steht im Vorraum; dort wurden auch die Besucher empfangen. Die Stühle weisen in der Rückenlehne das eingeschnittene Motiv einer lachenden Sonne auf (Abb. 18 und 19). Der diagonal gegenüber der Tür stehende Schreibtisch in Heideggers Arbeitszimmer misst „ungefähr ein mal ein eineinhalb Meter [...] Über dem Schreibtisch ist das Fens-

ter, das nach Osten geht [...] Vor dem Fenster des Arbeitszimmers stand ein Windrädchen“ (S. 48. Das Windrad ließ sich Heidegger ins Grab mitgeben: S. 83). Wie die Abbildungen 24 und 25 zeigen, war Heideggers Schreibtisch akkurat aufgeräumt, ja eigentlich seltsam leer: „Auf der Schreibplatte lag eine Ledermappe, ein Tintenfaß, ein Tintenlöscher und eine hölzerne Schale für Schreibwerkzeuge [...] Die Manuskripte wurden per Hand geschrieben, auf losen Blättern und in darüber liegenden Regalen abgelegt“ (S. 69).

Hinter der Hütte ist ein Bächlein, das Richtung Tal fließt. „Unweit davon“, heißt es bei Sharr, „befindet sich der Brunnen – ein halbiertes, ausgehöhlter Baumstamm, der über eine Rinne mit Wasser gefüllt wird, die an einem anderen, aufrecht stehenden, ebenfalls gehöhlten Baumstamm angebracht ist, der mit einer Quelle verbunden ist. Ein Stern, der aus einem Holzkubus geschnitzt wurde, ist oben am Brunnen angebracht“ (S. 53). Paul Celan dichtete anlässlich seines Besuchs auf der Hütte am 25. Juli 1967: „Arnika, Augentrost, der / Trunk aus dem Brunnen mit dem / Sternwürfel drauf, ...“ (die gelbe Arnika und der Stern evozieren das Bild des ‚Judensterns‘: S. 89f. Zum Brunnen-Holzstern vgl. Abb. 28, 29 und 39 sowie S. 119 Anm. 57 und 58 [Stern am Grabmal Heideggers in Meßkirchen]).

Mit dem Bau der Hütte wurde im Sommer 1922 begonnen. Heidegger stand seit Januar in Verhandlungen um seinen Marburger Lehrstuhl und war mit 33 Jahren finanziell endgültig abgesichert (S. 59). Seine Frau und er kannten die Gegend um Todtnauberg vom Wandern und Skifahren her gut (S. 60). „Nach der Gesellschaft der Professoren habe ich kein Verlangen“ schreibt Heidegger 1926 an Karl Jaspers. Hingegen enthielt das Leben auf dem Land für ihn „das Rätsel des Bleibenden und Großen“ (S. 59). Heidegger erlebte die Hütte elementar. „Sie entsprach seinem Bedürfnis nach Einfachheit“, stellt Sharr fest. „Sie war Zufluchtsort für gewollte Einsamkeit, ein Zufluchtsort, der ihn *vor* den Elementen schützte, aber auch in Einklang *mit* den Elementen brachte“ (S. 73). Das Leben ‚da oben‘ war Gegenwart zur ‚seinsvergessenen‘ Alltäglichkeit und den „merkwürdigen Rollen“, die man ‚da unten‘ zu spielen hatte (S. 71: 81). Oben suchte und fand er, wie es in ‚Aus der Erfahrung des Denkens‘ beschrieben wird (GA Bd. 13, S. 76–86), das Morgenlicht, das still über die Berge wächst, den aufziehenden Gewittersturm, den gleitenden Sonnenschein unter einem aufgerissenen Regenhimmel, die Narzissen im Wiesengrund, den Schmetterling an einem Sommertag, das Glockengeläut der Herden, das Abendlicht, das die Baumstämme „umgildet“. So gestimmt empfing der Philosoph Schüler, Kollegen und Freunde wie Hans-Georg Gadamer, Karl Löwith, Herbert Marcuse, Karl Friedrich von Weizsäcker, Max Kommerell und Ernst Jünger. Hingegen sprach er am 23. September 1966 mit Rudolf Augstein und Georg Wolff vom ‚Spiegel‘ in seinem 1928 erbauten Freiburger Haus am Rötibuckweg. Auch dieses Haus, am

Stadtrand von Freiburg gelegen, wird von Sharr S. 93ff. vorgestellt. Rötebuckweg und Hütte liegen 31 km voneinander entfernt (S. 65).

Nach den Hölderlinversen „Voll Verdienst, doch dichterisch wohnt / Der Mensch auf dieser Erde“ meint ‚dichterisch wohnen‘ bei Heidegger: in der Gegenwart der Götter stehen und „betroffen sein von der Wesensnähe der Dinge“, als Geschenk, nicht als Verdienst (GA Bd. 4, S. 42 und ausführlich GA Bd. 13, S. 213–220). Nach der Lektüre von Sharrs Buch über „die Hütte“ und ihre Umgebung, die auch durch die eindrucksvollen Photographien von Digne Meller Marcovicz dem Auge ganz lebendig gegenwärtig werden, liest man Heideggers Hölderlin-Erläuterungen auch in ihrer Beschränktheit – Hölderlin als Schicksal der Deutschen und deren Nähe zu den Griechen – anders. Worte wie Natur, Quelle, Baum, Sturm, Tag, Nacht, Jahr, Jahreszeiten, Heimat, Heimkunft, Gespräch etc. bekommen einen anderen Klang und aus „Sein“ wird mit Hölderlin eben „Seyn“. – Die Kosmopolitin und Großstädterin Hannah Arendt hingegen meinte: „Dieses Leben in Todtnauberg, dieses Hadern mit der Zivilisation und Sein zu schreiben mit einem y ist in Wirklichkeit eine Art Mauselloch, in das er sich zurückgezogen hat ...“ (S. 119 Anm. 66).

KAY EHLING

Jörg Völlnagel: Alchemie. Die königliche Kunst. München: Hirmer Verlag 2012. ISBN 978-3-7774-6071-0. 260 S. 225 Abb., weitere Illustrationen. 49,90 €

Absicht des Kunstbandes und seines kunsthistorischen Herausgebers ist es, „eine Auswahl der schönsten und eindrucklichsten Bilder der Alchemie [...] zu präsentier[en]“, d. h. „eine Bildlichkeit, die sich durch einen besonderen Reichtum an Imaginationskraft, durch eine außergewöhnliche Phantastik auszeichnet, denen sie ihren Reiz verdankt“ (S. 12f.). Entsprechend werden nach einem einführenden Kapitel zur Bildlichkeit dieses eigenartigen, praktischen wie spekulativ-philosophischen Komplexes zunächst Bilder der alchemischen Praxis bzw. im Labor praktizierender Alchemisten vorgeführt. Ihnen folgen Auszüge von graphischen Bilderserien aus oder bzw. zur populären Alchemie, d. h. ikonographische Umsetzungen der verbreitetsten Symbole, Rätsel und Erzählungen zu Verwandlung, Erneuerung und deren jeweilige Voraussetzungen und Formen. Als Beispiele seien die Verschlingung des Königsohns durch den Königvater in der berühmten Darstellung Merians von 1678 – zwecks Verjüngung des Königs – und die Bildtafelauswahl zur Herstellung des Steins des Weisen des Niederländers Johannes Konrad Barchusen von 1718 erwähnt. Das nächste Kapitel ist ausschließlich dem 1677 in La Rochelle erschienenen *Mutus liber* als der vielleicht legendärsten

alchemistischen Bilderschrift gewidmet; es bietet „sozusagen Meditationstafeln, Urbilder des alchemistischen Traums, in deren Betrachtung man sich versenkt, ohne vom begleitenden Text abgelenkt zu werden“ (S. 218). Das letzte Kapitel offeriert eine interessante, wiewohl etwas willkürlich zusammengestellt erscheinende Auswahl einschlägiger Insbildsetzungen der modernen Kunst, darunter Werke von Max Ernst, Yves Klein, Anselm Kiefer und Rebecca Horn.

Kein Zweifel, hier liegt ein gelungenes „illustriertes Kompendium der Alchemie“ (S. 13) in höchster Farbdruckqualität vor, deren angedeuteter These, dass nämlich neben der Bibel und der antiken Mythologie die Alchemie die europäische Bildlichkeit am stärksten befruchtet hätte, man nach der Lektüre durchaus einige Sympathie abgewinnen kann. Spannend wäre es allerdings auch gewesen, in Ergänzung zu dieser inhaltlich-motivgeschichtlichen Argumentation etwas zur Materialität der alchemistischen Ikonographie zu lesen: Wurden aus ihr oder mit ihr auch neuartige Farbmischungen oder Farben entwickelt?

WOLFGANG E. J. WEBER

Isabella Löhr/Matthias Middell/Hannes Siegrist (Hg.): Kultur und Beruf in Europa (=Europäische Geschichte in Quellen und Essays Bd. 2). Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2012. ISBN 978-3-515-10111-0. 310 S. mit Illustrationen. 29,– €

Dem Konzept der Buchreihe und des dazugehörenden Webangebots entsprechend bietet der Band nach einer allgemeinen Einleitung der beiden erst genannten Herausgeber den in thematische Blöcke gegliederten Abdruck von als Schlüsseldokumente eingeschätzten Quellen des im Titel definierten Untersuchungsfeldes, die durch einschlägige Essays oder Aufsätze kommentiert und historisch eingeordnet werden. Die Zahl der Beiträge beträgt im vorliegenden Fall 28. Die Kollektion ist auch als Geburtstagsgabe für den dritten Herausgeber gedacht, auf dessen Initiative und Konzeption sowohl das gesamte Projekt als auch die vorliegend behandelte spezifische Thematik zurückgeht (S. 25).

Wo sich die Beiträge ansiedeln, ist der Bereich der Voraussetzungen, Erscheinungsformen, Entwicklungen und Folgen der Professionalisierung derjenigen Erwerbstätigkeiten, die üblicherweise als in den Bereich der ‚Kultur‘ fallend betrachtet werden. Die erste Beitragsgruppe bezieht sich in der Perspektive der „berufsmäßige[n] Organisation und Institutionalisierung“ dieser Tätigkeiten auf Ingenieure, Maler, Tänzer, Drehbuchautoren, Komponisten und Kulturfunktionäre im Kaiserreich, in Polen, der Weimarer Republik, den USA (Hollywood) und der DDR (S. 29–88); das älteste Zeugnis stammt von 1899, das jüngste von 1963. Der



zweite Block zielt auf die Spannungslagen und Entwicklungsdynamiken der „Kulturberufe zwischen Kommerzialisierung und Populärkultur“ (S. 91–157). Hier erscheinen mir der Beitrag zur Konsumentenkultur und Konsumkritik, der Quellen von 1907 und 2010 interpretiert, sowie derjenige zum Selbst- und Fremdbild der „Werbetreibenden“ von 1962 (S. 149–157) besonders innovativ und weiterführend. Im dritten Themenblock geht es um „Transfer, Kooperation, Konkurrenz – Europa als Wissenschaftsraum“, also vor allem Professoren als Repräsentanten bzw. Träger und Betreiber diverser wissenschaftlicher Disziplinen (S. 161–237). Der abgedeckte zeitliche Raum reicht von 1883 bis 1989, der geographisch-historische umfasste England, die USA, das Osmanische Reich sowie Osteuropa einschließlich Russlands bzw. der Sowjetunion. Die einbezogenen Fächer sind Rechtswissenschaft, Archäologie, Orientalistik bzw. Afrikanistik, Medizin, Sozialwissenschaften und Geschichte. Zur Vorstellung kommen u. a. der bekannte Report der US-amerikanischen Historikerkommission von 1898, der die Einführung eines nationalen Schulcurriculums in Geschichte nach deutschem Vorbild forderte, und ein höchst interessantes Plädoyer des osmanischen Gelehrten Osman Hamdi Bey für die Professionalisierung der osmanischen Archäologie von 1892. Der vierte Teil stellt Schlüsselquellen nebst zugehörigen Essays zu „Krisen und Transformationsprozesse[n]“ in „Expertenkulturen im 20. Jahrhundert“ zusammen (S. 241–307), wobei die Unterordnung der einzelnen Professionen – Beamte, Kulturpolitiker, Emigranten und Remigranten (der Geschichtswissenschaft), Intellektuelle und Verleger – unter den Begriff „Expertenkultur“ nicht durchweg zu überzeugen vermag.

Liegt ein Hindernis für die Zuerkennung und Nutzung der dargebotenen Quellen und Essays damit in ihrer Identifizierung in dieser vieldimensionierten Sammlung, so scheinen mir über die Organisation des Bandes anhand professionsgeschichtlicher Aspekte auch Optimierungsmöglichkeiten vergeben worden zu sein; in vielen Fällen hätte man sich jedenfalls aus einer Gruppierung nach dem epochalen oder nationalen Zusammenhang allerhand weitere Kenntniserkenntnisse vorstellen können, ziemlich augenfällig beispielsweise durch Abhandlung aller US-amerikanischen Themen in einem Block. Vielleicht hätten sich dann auch die gelegentlichen Schwächen der Interpretation besser ausgleichen lassen. Ihnen scheint mir im Übrigen manchmal eine ideen- und sozialgesellschaftliche Engführung des analytischen Zugriffs zugrunde zu liegen, der entschiedener kulturhistorischer Erweiterung bedarf; z. B. der Beitrag zur Historikerremigration nach Deutschland nach 1945, wiewohl aus prominenter Feder, verzichtet auf derartige Aspekte, die die Lektüre erst wirklich spannend gemacht hätten.

WOLFGANG E. J. WEBER

Karl-Joachim Hölkeskamp/Elke Stein-Hölkeskamp (Hg.): *Erinnerungsorte der Antike. Die griechische Welt*. München: C.H. Beck 2010. ISBN 978-3-406-60496-6. 688 S. 38,00 €

Nach dem Band zu den römischen Erinnerungsorten (2006) liegt nun auch das griechische Pendant vor. Beide Bände sind konzeptionell identisch ausgerichtet, allerdings verfügt der neue Band über eine etwas ausführlichere Einleitung der beiden Herausgeber: „Erinnerungsorte“ à la grecque – nochmals zu Begriff und Programm“ (S. 11–16). Eine solche erscheint um so mehr geboten, als Pierre Noras Konzept der Erinnerungsorte inzwischen durchaus weiter entwickelt wurde und es somit erforderlich ist, zumindest einen Rahmen vorzugeben, in den die insgesamt 33 Beiträge eingepasst werden. Denn es wurde in der Forschung immer wieder betont, dass nicht jeder ‚Ort‘ zum Erinnerungsort werden kann, sondern als Kriterien die Materialität, die Intentionalität und die Symbolkraft erfüllt sein müssen (vgl. die kritische Würdigung von Wolfgang E. J. Weber: Das ‚kulturelle Gedächtnis‘. Bemerkungen zur Wahrnehmung und Aneignung einer kulturhistorischen Konzeption, in: Wolfgang Hasberg [Hg.], *Erinnern – Gedenken – Historisches Lernen*. Symposium zum 65. Geburtstag von Karl Filser, München 2003, S. 15–37). Immerhin haben die Herausgeber an anderer Stelle – „Erinnerungsorte (in) der Antike – Programm eines Projektes“, in: *GWU* 62, 2011, S. 37–49 – ihre Überlegungen nochmals zu bündeln versucht und dabei auf die Beiträge aus beiden Bänden verwiesen.

Die Gliederung der Beiträge in sechs große Themenblöcke, die jeweils kurz erläutert werden, macht jedenfalls deutlich, dass ein faszinierendes Spektrum bearbeitet wurde und auch gerade Gegenständliches wie Orte und Monumente angemessene Berücksichtigung fand: „Schauplätze und Schau-Plätze“ (u. a. Troia, Delphi, Olympia, Athen, Alexandria, Byzanz), „Monumente und andere Medien der Memoria“ (u. a. Tyrannenmörder, Parthenonfries, Pergamonaltar), „Mythen, Feste, Rituale“ (u. a. Theseus, Lykurg, Alexander d. Gr.), „Kanonische Texte“ (u. a. Homer, Herodot und Thukydides, Platon und Aristoteles), „Konzepte, Ideen und Ideale“ (Bürgerschaft und Bürgersein, Demokratie, Redekunst) und „(Re-) Konstruktionen – das antike Griechenland der Moderne“ (u. a. J. J. Winckelmann, J. Burckhardt, Glyptothek). Beschlossen wird der Band von einem Essay von Hans-Joachim Gehrke („Die Griechen und die ‚Klassik‘“). Zweifellos hätte man die Themenauswahl in diesen Rubriken auch anders setzen können, aber darüber zu räsonieren ist in jedem Fall müßig, weil solche Setzungen zum Konzept gehören.

Ein umfangreicher Anhang mit Abkürzungen, Anmerkungen, Abbildungsnachweisen, Informationen zu Autoren und Herausgeber, Register mit antiken und modernen Namen sowie geographischen und topographischen Begriffen beschließen den gut bebilderten Band, wenngleich das Bildmaterial durch Verweise noch viel

intensiver hätte eingebunden werden können. Sachliche Fehler oder Versehen sind erwartungsgemäß sehr selten; zu finden waren Sosastros (S. 174) statt Sostratos, Origenes (S. 181) statt Origenes und Monophtalmos (S. 250) statt Monophthalmos.

Die Herausgeber sind sich der entstandenen Heterogenität der Beiträge durchaus bewusst; dieser Umstand rührt nicht zuletzt daher, dass bei den behandelten Erinnerungsorten nicht allein deren Relevanz für antike Gesellschaften in verschiedenen Zeitstufen herausgearbeitet werden sollte, sondern – überaus ambitioniert – ebenso deren Verortung „im heutigen kulturellen Gedächtnis, in den heutigen Vorstellungen und Bildern von der Antike“ (S. 9). Allerdings hat das Buch von Michael Jung (Marathon und Plataiai. Zwei Perserschlachten als ‚lieux de mémoire‘ im antiken Griechenland, Göttingen 2006) deutlich gezeigt, welcher Umfang erforderlich ist, um einen Erinnerungsort auch nur für einen begrenzten Zeitabschnitt angemessen zu kontextualisieren. Den vorgelegten Beiträgen stand freilich nur eine begrenzte Seitenzahl zur Verfügung, und so kam es entscheidend darauf an, einen klaren Schwerpunkt zu setzen. Deshalb ist evident, dass der Ertrag aus denjenigen Beiträgen, die sich beschränkt haben, am höchsten ist. Denn es drängt sich die Frage auf, wie man einem Thema gerecht werden kann, wenn – und dieser Versuchung sind etliche Autoren erlegen – ein Rezeptionsstrang von der Antike bis in die Moderne vorgeführt wird und der Leser am Schluss weiß, dass ein bestimmter Erinnerungsort, z. B. Troia oder Alexandria, eben zu allen oder zu bestimmten Zeiten in irgendeiner Form besonders wichtig war oder noch nicht untersucht ist; zu thematisieren wäre auch, wie sich Rezeption und Erinnerung zueinander verhalten. Eine echte Würdigung bzw. Kontextualisierung gelingt auf diese Weise jedoch nicht, weil nur – dann oft vielfach bekannte – Schlaglichter auf den Gegenstand, etwa die Wahrnehmung Goethes, geworfen werden können. Es wird hingegen nicht deutlich, ob es etwa andere, z. B. gegenläufige Stimmen gab und welches Gewicht diesen zukam, was wiederum umfangreicher Forschung bedarf. Wesentlich sind nämlich die Rahmenbedingungen der jeweiligen Gegenwart, verbunden mit den politischen, sozialen oder ökonomischen Interessen der Träger von Erinnerung einschließlich der Frage, wer die Definitionshoheit über die Erinnerung ausübte. In einigen Beiträgen, etwa zu „*Korai* und *Kouroi*“ oder zur Pythia und anderen Orakel, erschließt sich die Verbindung zur übergeordneten Fragestellung letztlich nicht, während andere, etwa zu Delphi, sachgemäße methodische Reflexionen aufweisen. Diese Bemerkungen tangieren – und darauf ist mit Nachdruck zu verweisen – in keiner Weise die fachliche Qualität der einzelnen Beiträge, deren Niveau durchweg hoch ist, die gut geschrieben sind und die sicherlich auch dazu beitragen, neue Einsichten zu vermitteln. Aber dem Thema an sich sind sie nicht immer dienlich – weniger wäre hier mehr gewesen.

GREGOR WEBER

Simon Goldhill: *Victorian Culture and Classical Antiquity. Art, Opera, Fiction and the Proclamation of Modernity*. Princeton: Princeton University Press 2011. ISBN 978-0-691-14984-4. 352 S. 36,99 €

Antike Rezeptionsgeschichte erfreut sich, besonders im englischsprachigen Raum, immer größerer Popularität. Führende Fachvertreter der Altertumswissenschaften haben sich längst in einem Netzwerk vereint, in dem ein reger Austausch über die meist stark inter- oder transdisziplinär ausgerichteten Studien zu kulturellen Bezugnahmen auf und Wechselwirkungen mit der antiken Tradition, ihren Adaptationen und Transformationen, stattfindet (das sog. ‚Classical Reception Studies Network‘). Etablierte Fachzeitschriften (‚Classical Receptions Journal‘) sowie etliche Einzelstudien, die so vielfältige Rezeptionsfelder aufgreifen wie den Diskurs um die Abschaffung der Sklaverei (E. Hall u. a. (Hg.): *Ancient Slavery and Abolition. Hobbes to Hollywood*. Oxford 2011), Julius Caesar in den Vereinigten Staaten (M. Wyke: *Caesar in the USA*. Berkeley 2012) oder Star Wars (N. Reagin/J. Liedl (Hg.): *Star Wars and History*. Hoboken/NJ 2012) komplettieren das Bild. Diesem weiten Forschungsbereich mangelt es dabei also weder an Themen, noch an einer bereits seit ca. zwei Jahrzehnten geführten Diskussion um Theorie und v. a. Methodik der antiken Rezeptionsstudien (einen guten Überblick verschafft L. Hardwick/C. Stray (Hg.): *A Companion to Classical Receptions*. Malden 2008). Simon Goldhills Monographie zu ‚Victorian Culture and Classical Antiquity‘ sticht dabei insofern aus den Neupublikationen heraus, als es ihm gelingt, nicht nur eine ganze Epoche auf ihre ungemein vielgestaltigen und komplexen Bezugnahmen auf die Antike hin zu untersuchen, sondern darüber hinaus eine höchst differenzierte und in ihrem hohen Grad an methodischer Reflexion beispielhafte Studie vorzulegen.

Ausgehend von der Beobachtung, dass „Victorian culture was obsessed with the classical past“ (S. 1), zeichnet Goldhill zunächst jene Geschichte der Konstituierung des Faches der klassischen Altertumswissenschaften nach, die er als paradigmatisch ansieht, nämlich, dass die Antike zuvorderst, in ihrer Rolle in Bildung und Erziehung, als eine kulturelle Folie fungierte, die eng mit dem konservativ-normativen Programm der Schaffung des *British Gentleman* und Staatsdieners verbunden war und noch dazu – man denke an das Römische Reich – ein Narrativ zur Verfügung stellte, das die imperialen Träume des Empire nährte und zu legitimieren half. Obgleich seine umfassende und in weiten Teilen faszinierende Studie diese Rolle der Antike als ‚kulturelles Kapital‘ ausführlich vorstellt, geht es Goldhill bei seiner Rezeptionsgeschichte v. a. um „a major redrafting of the account“ (S. 3). So liefert er mannigfaltige Beispiele dafür, wie die Antike gleichsam als integraler Bestandteil kultureller Gegendiskurse – in Shelleys romantischem Philhellenismus, in Wildes sexueller Revolution oder in Grotes empha-

tisch-reformistischer Propagierung und Verteidigung der Demokratie – instrumentalisiert werden konnte. Bedeutender aber als diese sozialen und politischen Rezeptionskontexte schätzt er die Rolle ein, die der Antikebezug erstens für „the loss of the dominant place of Christian religion in Britain“ (S. 6) hatte und zweitens für die, wie es im Untertitel des Buches heißt, „proclamation of modernity“ in einem Zeitalter, das in hohem Grade von gesellschaftspolitischen, technischen und wissenschaftstheoretischen Umwälzungen gekennzeichnet war. Die Hauptthese dieses (thesenreichen) Werkes lautet dementsprechend, dass Künstler, Komponisten und Schriftsteller sich den Innovationen, Widersprüchen und Ängsten des Zeitalters in einem Rückgriff auf die antike Vergangenheit genähert und ihre (jeweilige) Moderne und Modernität in einer Neuerfindung und –verhandlung dieser Vergangenheit entworfen hätten.

Den Rahmen, den der Autor für seine Untersuchung entwirft, ist dabei denkbar weit: So wählt er als Untersuchungsfelder „Art, Opera, Fiction“ und dehnt das ohnehin ‚lange 19. Jahrhundert‘ über seine Grenzen aus – bei Goldhill reicht es nun von ca. 1760 bis in die 1960er Jahre, von Christoph Willibald Gluck bis zu Andy Warhol. Dies soll dabei aber keineswegs eine unreflektierte Beliebigkeit in Auswahl und Untersuchungsgegenstand andeuten – im Sinne eines *anything goes* –, sondern ist eng mit dem methodischen Ansatz von Goldhills Rezeptionsgeschichte verknüpft: „Reception studies are most nuanced, I would suggest, when they are most aware of how meaning takes shape over time, and when they are most sensitive both to the dynamics of ‚re-performance history‘ and to the dynamics of temporal self-consciousness, integral to classicizing artworks“ (S. 13). Konkret wendet sich Goldhills Studie gegen eine Form von Rezeptionsgeschichte, die einen einzelnen Autoren in seiner je individuellen Auseinandersetzung mit der Vergangenheit abbildet und stellt vielmehr die kulturelle Bedeutung eines Werkes, seine Einbindung und Dialogizität mit anderen (Prä-) und (Folge-)Texten in den Mittelpunkt. Damit versucht er, die Rolle der Antike in der viktorianischen Kultur als einen Kommunikationsprozess zu fassen, innerhalb dessen die Schaffung eines individuellen Werkes zwar einen konstitutiven Moment darstellt, dessen Bedeutung im Sinne einer prozessualen Ästhetik aber im Laufe der Zeit immer wieder neu ausgehandelt wird. Dementsprechend sind jene Deutungs- und Selektionsprozesse ein zentrales Thema in Goldhills Rezeptionsgeschichte, die die Formierung und Überarbeitung jenes Kanons von Kunstwerken und Schriften ausmachen, die in ihren Inhalten und Darstellungsformen letztendlich das konstituieren, was wir heute als ‚viktorianische Kultur‘ fassen und die für die Zeitgenossen einen Rahmen boten, innerhalb dessen verschiedene (christliche, normative, letztlich identitätsstiftende) Aspekte verhandelt wurden. Die in obigem Zitat angesprochene Dynamik, die die unterschiedlichen, zum Teil gegensätzlichen Rezeptionskontexte über die Zeit hinweg prägte, symbolisiert dabei das, was für Goldhill den Kern einer Rezeptionsgeschichte ausmacht, nämlich das Aufzeigen

der Pluralität und letztlich Fluidität von Vergangenheitsbildern und ihrer Aneignung im Dienste der Gegenwart. So können wir am Schluss seiner Arbeit lesen: „The exercise of classical reception is, finally, finding one’s own place in history“ (S. 272).

Bis er soweit kommt, widmet sich Goldhill im dreigeteilten Hauptteil der Arbeit aber verschiedenen Aspekten der viktorianischen Kultur, die er als paradigmatisch ansieht, wobei er seine Untersuchung jeweils als Beitrag zu einer umfassenden Kulturgeschichte der Epoche verstehen will (vgl. S. 14), der es darauf ankommt, eine ‚Archäologie‘ des Kanons zu betreiben und die sich folglich mit jenen Künstlern und Werken (v. a. der Populärkultur) befasst, die zwar äußerst wirkmächtig waren, aber heute fast vergessen sind. Die Dialektik zwischen Tradition und kulturellem Vergessen steht damit im Mittelpunkt seiner Rezeptionsgeschichte („I am particularly interested in the role of cultural forgetting, on the one hand, and on the myths of cultural tradition on the other“, S. 10). Bereits im ersten Teil, „Art and Desire“, seiner Studie widmet er sich der Rezeption der Antike in der viktorianischen Malerei in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts und greift, seinem Programm entsprechend, zwei Maler auf, die sich mit ihren Werken nicht nur wiederholt religiösen, wundersamen Stoffen zuwandten, sondern darüber hinaus auch einen Beitrag zum widerspruchsvollen Verhältnis des Zeitalters zur Sexualität – heimlich-verklemmt auf der einen, obszön-voyeuristisch auf der anderen Seite – und dem Diskurs zu dem was verborgen, was gezeigt werden durfte, beitrugen, heute aber von der Kritik weitestgehend als eher traditionell und rückständig betrachtet werden: John William Waterhouse und Sir Lawrence Alma-Tadema. Anhand einer Analyse der Besprechungen und der Leserbriefe zu ihren Werken in Tages- und Wochenzeitungen zeichnet Goldhill dabei nach, wie beide Künstler, jeder auf seine individuelle Weise, „helped form the visual imagination of a generation [...] and explored passion through antiquity“ (S. 23–24). Die klassisch-realistischen Gemälde von Waterhouse, die allesamt (spät)antike, meist christliche Stoffe abbildeten und sich – entgegen der Werke seiner Zeitgenossen – eher unbekannten Motiven oder weniger gelesenen Autoren zuwandten, zeigen dabei nicht nur, wie Waterhouse das vorhandene Wissen über und die Vorstellung von der Antike in Bilder übersetzte, sondern wie diese zugleich als Medium fungierten, in dem die viktorianischen Zeitgenossen ihren Blick für und auf (sexuelles) Verlangen durch die Linse der Vergangenheit schweifen lassen und dabei, das macht Goldhills Besprechung von Alma-Tademas ‚Sappho and Alcaeus‘ von 1881 deutlich, doch beredet schweigen konnten.

Der zweite Teil, „Music and Cultural Politics“, wendet sich dann den Opern Christoph Willibald Glucks und Richard Wagners zu, die beide auf ganz unterschiedliche Weise den Antikediskurs ihrer jeweiligen Zeit zu einem integralen Bestandteil, ja gar Ausgangspunkt ihrer Kunst machten, wobei die Geschichte ihrer Werke die unterschiedlichen, sich wandelnden Bedeutungs- und Wirkungs-

ebenen aufzeigt, die letztlich jede Rezeption zu einem vielgestaltigen, facettenreichen Prozess machen. So wurden Glucks Opern im 18. Jahrhundert – v. a. während der Revolutionszeit – als willkommene Rückkehr zum antiken griechischen Theater gefeiert, um bereits gegen Mitte des 19. Jahrhunderts als rückwärtsgerichtet und konservativ abgetan zu werden. Diese Kontrastierung der gesellschaftlichen, politischen und soziokulturellen Kontexte der Erst- und Wiederaufführungen, der Um- und Neuinterpretationen, zeigt sich in noch eklatanterer Weise bei Wagners ‚Der Ring des Nibelungen‘, der sich bei seiner Abfassung in den 1850er Jahren in einen nationalen Diskurs einschrieb, in dem das Hellenentum als (ur)deutsch vereinnahmt und zu einem Bestandteil der eigenen (kulturellen) Identität wurde. Während die Oper dabei eher opulent inszeniert wurde und sich Bühnenbild und Kostüme v. a. am Mittelalter orientierten, wurde bei der ersten Aufführung nach dem Zweiten Weltkrieg im Jahre 1951 bewusst eine antike Ästhetik bemüht, die keinerlei Raum für rassistisch-nationale Ideologie bieten sollte. Ein Werbeposter anlässlich der Bayreuther Festspiele im Sommer 1951 ließ dementsprechend unzweideutig wissen: „Im Interesse einer reibungslosen Durchführung der Festspiele bitten wir von Gesprächen und Debatten politischer Art auf dem Festspielhügel freundlichst absehen zu wollen. Hier gilt's der Kunst!“ (S. 146, Abb. 4.9). Implizite und explizite Rezeption, ihr performativer Aspekt und gesellschaftspolitischer Kontext gehen dabei eine Symbiose ein, in der das, was man sieht und wie man das Gesehene interpretiert, letztlich von Faktoren bestimmt werden, die sich weder ganz auf intra- noch extratextuelle Ebenen reduzieren lassen, sondern erst in ihrem Zusammenspiel die komplexe Appellstruktur von Kunst(aufführungen) deutlich machen.

Der dritte und ausführlichste Teil von Goldhillss Monographie, ‚Fiction: Victorian Novels of Ancient Rome‘, schließlich, untersucht eine Reihe historischer Romane – von Sir Walter Scott über Edward Bulwer Lyttons ‚The Last Days of Pompeii‘ (1834), Charles Kingsleys ‚Hypatia‘ (1853), Frederic Farrars ‚Life of Christ‘ (1874), Lee Wallaces ‚Ben Hur: A Tale of Christ‘ (1880), Walter Paters ‚Marius the Epicurean‘ (1885), Humphry Wards ‚Robert Elsemere‘ (1888), Marie Corellis ‚Barabbas‘ (1893) bis hin zu Henryk Sienkiewiczs ‚Quo Vadis‘ (1896). Dabei gelingt es Goldhill eindrucksvoll zu zeigen, wie ein jeder dieser viktorianischen historischen Romane (er zählt über 200 allein zur römischen Geschichte und am Ende seines Werkes möchte man tatsächlich glauben, er habe jeden einzelnen gelesen) gewissermaßen als *culture in action* erscheint, als kulturelle Triebkraft, die auf einer metafikionalen Ebene nicht nur verschiedene historische Imaginationsbilder aufrufen und quasi-historiographische Diskurse integrieren kann, sondern selbst zur produktiven Triebfeder der Ausbildung von Geschichtsbewusstsein wird. Das thematische Feld, an dem er die Wirkmächtigkeit der historischen Romane vorführt, ist dabei die Religion, namentlich das Christentum. So hatte die zunehmende Professionalisierung der Geschichtswissenschaft samt

ihrem neuen kritischen Apparat und dem sich ausbildenden Positivismus v. a. Auswirkung darauf, wie die antiken Quellen, die Mythen und intentionalen Gründungsgeschichten, auch die christlichen Märtyrer- und Wundererzählungen gelesen und interpretiert wurden. Historische Romane wurden dabei zum zentralen Bestandteil eines kulturellen Diskurses, in dem unterschiedliche Glaubensvorstellungen verhandelt und religiöse – letztlich auch nationale – Identitäten ausgebildet (der Autor unterstreicht nicht zuletzt die Rolle von Literatur für die Erziehung) wurden. Gegenwärtige gesellschaftspolitische und soziokulturelle Debatten wurden dabei in die Vergangenheit rückprojiziert, um von dort, auf der Bühne der Geschichte, einen klareren Blick für die eigene Rolle im historischen Prozess zu bekommen.

Goldhills ‚Victorian Culture and Classical Antiquity‘ ist dabei ein überaus ambitioniertes Werk, das – bis auf den letzten Teil – nicht immer in sich geschlossen scheint, sondern – gerade in den ersten Kapiteln – häufig eher zufällig selektierte Beispiele für letztlich (zeitlich, räumlich, aber auch thematisch) sehr disparate Rezeptionskontexte wählt. Das ist solange kein Problem, wie die große Masse an untersuchten Kunstwerken und Texten handhabbar bleibt, was aber nicht immer der Fall ist, auch für den Autor selbst nicht – so wird Waterhouse am Ende von Kapitel 1 auch schon mal zu Waterstone. Und dennoch ist Goldhill mit seiner Monographie ein Werk gelungen, das selbst da, wo es scheinbar über das gesetzte Ziel hinausschießt, zu einer wahren Fundgrube für Kultur- und Literaturwissenschaftler, (Kunst- und Alt-)Historiker und all jene wird, die sich im Besonderen für viktorianische Kultur und/oder Rezeptionsgeschichte interessieren. Gerade für letztere sind die hochreflektierten und gut dargelegten Überlegungen zu Theorie und Methodik von Rezeptionsstudien wichtige Denkanstöße, die das ohnehin dynamische Forschungsfeld auch zukünftig benötigt, nicht nur um den wissenschaftlichen Nutzen und erkenntnistheoretischen Ertrag der Arbeiten zu gewährleisten, sondern auch um sich über *den eigenen Platz in der Geschichte* Rechenschaft zu geben.

CHRISTOPHER SCHLIEPHAKE

Stephen Greenblatt: Die Wende. Wie die Renaissance begann. München: Siedler Verlag 2012. ISBN 978-3-88680-848-9. 345 S. 24,99 €

Am Anfang steht eine autobiographische Anekdote. Nicht der Inhalt oder der Titel macht den jungen Yale-Studenten auf das Buch aufmerksam, das er sich für zehn Cent als Ferienlektüre kaufen wird, sondern der Einband: ein Ausschnitt aus einer Zeichnung Max Ernsts – zwei verschlungene Beinpaare unter einer Mondsichel in einem scheinbar der Erde entrückten Liebesakt. Später wird der Student das Buch



lesen und nicht mehr aus der Hand legen können. Es wird sein Weltbild verändern und einige Jahrzehnte später wird er selbst ein Buch über seine Entdeckung schreiben. Der Name des Studenten ist Stephen Greenblatt; seine Lektüre war ‚De rerum natura‘ (‚Von der Natur der Dinge‘) des antiken Dichters Lukrez. Ein langes, philosophisches Gedicht, das, die Lehre der griechischen Atomisten aufnehmend, die Welt und das Sein als ein endliches Spiel aus mikroskopisch kleinen, nicht mehr teilbaren Teilchen (den Atomen) darstellt und das letztlich das Streben nach dem persönlichen Genuss und Glück als das höchste Ziel des Seins präsentiert. Aber es ist die Botschaft, dass sowohl Materie als auch Seele vergänglich seien und dass außer einer großen Leere nichts ist, die für den jungen Greenblatt die größte ‚Wende‘ in seiner eigenen Weltanschauung herbeiführen wird: „Eine tiefe, therapeutische Meditation über die Todesfurcht“ (S. 11) wie er schreibt, die ihm half sich von der manischen Angst seiner Mutter zu emanzipieren, die früh eine Schwester verlor und seither von jener Todesfurcht gequält wurde, mit der sie all jene um sich infizierte, die sie liebte und behüten wollte.

Dass der Harvard Professor Stephen Greenblatt sein vortreffliches neues Werk ‚Die Wende: Wie die Renaissance begann‘ (‚The Swerve: How the World Became Modern‘) mit einer derartigen persönlichen Geschichte beginnt, ist dabei nicht verwunderlich, sondern gehört vielmehr zum viel kopierten, aber kaum je erreichten Stil des Literatur- und Kulturwissenschaftlers, der besonders in den 1980er Jahren mit einigen grundlegenden Aufsätzen und Monographien die Art der Textbetrachtung und –interpretation nachhaltig veränderte. Die Historisierung der Literaturwissenschaft, die er in seinen Schriften vollzog, wurde fortan, in Abgrenzung zum textzentrierten ‚New Criticism‘, der die Objektivität des Textes in einem sog. *close reading* betonte und dabei die Geschichtlichkeit von Texten ausblendete, als ‚New Historicism‘ bezeichnet. Den Kern des ‚New Historicism‘ machte fortan die Einsicht aus, dass Literatur als eine Art kulturelles Kräftefeld gesehen werden kann, das selbst diskursives Potential besitzt und mit dem geschichtlichen Kontext in einem reziproken Verhältnis steht. Es geht dabei um die Zirkulation und (Neu)Verhandlung von kulturellem Wissen, um die Kommunikation von Texten und um ihre historische Wirkmächtigkeit. Dies sind die Themen die auch in Greenblatts neuestem Werk ‚Die Wende‘ im Mittelpunkt stehen. Es geht um die Frage, warum Kulturen nicht statisch sind und nicht ihre sie prägenden Paradigmen und (Welt)Modelle reproduzieren, sondern beständigem Wandel – Wenden und/oder Abweichungen – unterworfen sind. Vor dem Hintergrund dieser Ausgangsfrage gelingt es Greenblatt dabei in überzeugender Weise, sowohl eine Rezeptionsgeschichte von Lukrez’ Gedicht zu schreiben, die Biographie des florentinischen Buchjägers Poggio Bracciolini zu verfassen und in bestechender Weise vorzuführen, was er unter *cultural mobility* versteht.

Den Auftakt der dem Buch den Titel gebenden ‚Wende‘ bildet eine Begebenheit im Frühjahr 1417 (Kapitel Eins) als der eben seinem Dienst enthobene päpst-

liche Buchhalter Poggio Bracciolini in einem entlegenen Kloster (vermutlich in Fulda) auf eine Schriftrolle stieß, deren Inhalt für mehrere Jahrhunderte vergessen worden war: ‚De rerum natura‘ von Titus Lucretius Carus. ‚Von der Natur der Dinge‘ gilt heute als das besterhaltene antike Zeugnis des Atomismus und darüber hinaus als das älteste lateinische, in Hexametern abgefasste Lehrgedicht, dessen ungeheure Sprachgewalt nicht nur Lukrez’ Zeitgenossen Cicero, sondern auch die Leser der Renaissance zutiefst beeindruckte. Greenblatt zeichnet dabei anfangs gekonnt die spärlichen Informationen, die wir über Lukrez haben (selbst Geburts- und Todesjahr sind umstritten, vermutlich lebte er aber zwischen 97 und 55 v. Chr.) nach und bringt sie in einem besonders gelungenen Kunstgriff mit der in Herculaneum ergrabenen Villa dei Papiri zusammen, einer privaten Bibliothek, die häufig dem ehemaligen Konsul und Schwiegervater Caesars, Lucius Calpurnius Piso, zugeschrieben wird, um das Geistesleben der Epoche zu rekonstruieren (Kapitel Drei). Fragmente der zum Großteil nur schlecht erhaltenen Papyri der Sammlung weisen dabei auf ein ausgeprägtes Interesse des Sammlers für griechische Philosophie, mit einem Schwerpunkt auf Philodemus und eben Lukrez. Letzterer erscheint dabei selbst als kultureller Transmitter seiner Zeit, der die philosophischen Ideen Epikurs weiterentwickelte, die ihren eigentlichen Ursprung in der Naturphilosophie Leukipps von Abdera und seines Schülers Demokrit hatten, und die er von Neuem innerhalb der philhellenischen Kreise der römischen Nobilität zur Zirkulation brachte. Diese ideen- und geistesgeschichtlichen Aspekte verbindet Greenblatt mit mediengeschichtlichen, indem er anschließend untersucht, wie diese Lehren, die zunächst in einem elitären gesellschaftlichen Zirkel Verbreitung fanden und zur Diskussion kamen, wieder vergessen wurden (Kapitel Vier). Dementsprechend beleuchtet er schlaglichtartig die Schriftkulturen und Textträger der antiken Welt, die Papyri und die spätantiken Kodices und wie das kulturelle Wissen, das sie verkörperten mit ihrem (natürlichen) Verfall oder ihrer (umweltbedingten oder mutwilligen) Zerstörung zum Teil für immer verloren ging. Dass tatsächlich eine Abschrift von Lukrez’ Lehrgedicht erhalten geblieben ist, erscheint vor diesem Hintergrund als eine glückliche Fügung des Schicksals, zumal Greenblatt anhand einiger ausgewählter historischer Fallbeispiele (etwa anhand der Kirchenväter Hieronymus und Tertullian) erläutert, wie sich das zur Staatsreligion erhebende Christentum letztlich von einer Kultur zu lösen begann, die im Wesentlichen von heidnischen Texten und Hinterlassenschaften geprägt war, die sich aber nicht mit dem Glauben an einen Gott, noch dazu mit den dazugehörigen Leid-, Erlösungs- und Jenseitsvorstellungen in Einklang bringen ließen. Kulturelle Wenden werden folglich nicht nur durch (Neu)Schaffungen bedingt, sondern durch (gelenktes) Vergessen mitbegründet.

Dass in ‚The Swerve‘ aber keineswegs das Vergessen oder Akte der kulturellen Zerstörung im Mittelpunkt stehen, sondern vielmehr des Wiederfindens, der ‚Wiedergeburt‘ zeigt der profilierte Renaissance-Forscher Greenblatt im Hauptteil

seines Werkes, in dem er zu ergründen sucht, wie eben jene Epoche begann und welche Rolle dabei Lukrez' Gedicht spielte. Sein Entdecker, Poggio Bracciolini, ursprünglich aus dem verschlafenen Städtchen Terranuova, das heute den Namen Terranuova-Bracciolini trägt, wird dabei zum Protagonisten der Geschichte. Greenblatt zeichnet gekonnt, unter Bezugnahme auf disparate Quellen, v. a. Briefe, Vermögensregister und Steuerlisten, Pamphletliteratur und religiöse Texte, die bewegte Biographie Bracciolinis nach und entwirft dabei zugleich ein anschauliches Portrait der Epoche, wenn er, die reiche Bildung des späteren Buchjägers herausarbeitend, besonders das Geistesleben in Florenz untersucht (Kapitel Fünf), die soziale Mobilität der Zeit beispielhaft an seinem Aufstieg zum päpstlichen Buchhalter darstellt (Kapitel Sechs) und schließlich die großen (religions)geschichtlichen Querelen der Zeit, und hier besonders das Konstanzer Konzil skizziert (Kapitel Sieben) – schließlich stand Bracciolini in Diensten des ‚Gegenpapstes‘ Johannes XXIII., dem aus Neapel stammenden Baldassare Cossa. Dieser beständige Wechsel von mikro- und makrogeschichtlichem Blickwinkel fördert dabei wunderbare Episoden zutage, etwa wenn der, aufgrund der Absetzung Cossas, seines Amtes enthobene Poggio Bracciolini ausgerechnet in Deutschland, in den Bädern von Baden, die Leichtigkeit des Seins entdeckte (S. 184–185), die er seinen Landsleuten absprach. Diesen (für uns heute wohl undenkbaren) Eindruck Bracciolinis bringt Greenblatt dabei mit dem (vergifteten) geistigen Klima der Inquisition zusammen, bespricht die Prozesse gegen Jan Hus und Hieronymus von Prag, dessen Hinrichtung Bracciolini mitverfolgte. Die ‚Bücherjagd‘, auf die sich dieser anschließend begab, erscheint vor diesem Hintergrund als Fluchtbewegung, gleich den Schmähverse, die Bracciolini noch in Diensten des Papstes gedichtet hatte, der Humanismus als ganzer als kultureller Gegendiskurs mit einer subversiven Stoßrichtung, die weniger seinen Vertretern eigen war als den antiken Schriften, auf deren Spuren sie sich bewegten. Dies wird besonders deutlich in der ausführlichen und markanten Analyse von Lukrez' Gedicht (Kapitel Acht), die die inhaltlichen Kernpunkte des Lehrgedichts herausarbeitet und dabei v. a. den nichtanthropozentrischen Atheismus betont, der dem Gedicht eigen war und das in seiner bertückenden Sprachgewalt und Schönheit letztlich jene irdischen Schranken transzendierte, die die Zeitgenossen allzu sehr spürten. Der Grundgedanke war dabei freilich unerhört und wunderbar zugleich: Der Imagination sind keine Grenzen gesetzt.

Den letzten Teil des Buches, der sich mit der Rezeptionsgeschichte von Lukrez' Gedicht beschäftigt, beginnt dementsprechend auch mit einer anschließend überzeugend ausgearbeiteten These: Dass Lukrez' Lehrgedicht schließlich so wirkmächtig werden konnte, lag zunächst nicht an seinem Inhalt, sondern an seiner Form: Denn was Bracciolinis Zeitgenossen faszinierte, war die Bildgewalt und poetologische Kraft der Verse. Hätte Lukrez seine Schrift in Prosa verfasst, so der Kerngedanke, hätte sie kaum je ihre spätere Strahlkraft entwickeln können

und wäre vielleicht wieder, wenig beachtet, in einer Büchersammlung verschwunden. Dass die Zirkulation der Abschriften, die Bracciolini und seine italienischen Humanistenfreunde anfertigen ließen, durchaus noch nicht umgehend einsetzte, sondern erst allmählich in Schwung kam, wird von Greenblatt dabei ebenso herausgearbeitet wie die weitere Karriere des Bücherjägers Bracciolini, der es nach einer unglücklichen Zeit in England immerhin noch zu (mindestens) 14 Kindern und dem Kanzleramt in der Republik Florenz brachte (Kapitel Neun). Ausgehend von der Schilderung des kulturkämpferischen Eifers des Dominikanermönchs Girolamo Savonarola, der u. a. gegen die wieder im Umlauf gekommen Lehre des Atomismus ins Feld zog, über deren Abschrift durch Niccolò Machiavelli bis hin zu verschiedenen Auseinandersetzungen mit dem antiken Lehrgedicht durch Erasmus von Rotterdam, Thomas Morus und dem Dominikanermönch Giordano Bruno, verfolgt Greenblatt dabei die Spuren, die es, begünstigt durch den Buchdruck, im frühneuzeitlichen Europa hinterließ (Kapitel Zehn). Ihm gelingt dabei zu zeigen, wie sich entweder in religionsphilosophischer Abwehr oder emphatischer Aufnahme, jedenfalls in Auseinandersetzung mit Lukrez' Gedicht, allmählich das Weltbild zu wandeln und sich ein modernes Wissenschaftsverständnis zu etablieren begann. Freilich führt Greenblatt dies nicht allein auf ‚De rerum natura‘ zurück, aber er beschreibt es als ein elementares Teilchen in einem kulturellen Kräftefeld, in dem Gelehrte wie Kopernikus, Thomas Harriot oder später Galileo Galilei weitere Verschiebungen bewirkten. Im Schlusskapitel (Kapitel Elf) verfolgt Greenblatt diese Spuren noch weiter, geht auf (bildende) Kunst und den unvermeidlichen Shakespeare ebenso ein wie auf die Schriften Michel de Montaignes, der Lukrez' Gedicht breit rezipierte. Der größte Clou wird dabei fast beiläufig am Schluss eingestreut, wenn Greenblatt auf Thomas Jefferson zu sprechen kommt, der ein ausgewiesener Anhänger der epikurischen Philosophie im Allgemeinen, und von Lukrez im Besonderen war, und der 1776 eine Passage aus der ‚Virginia Declaration of Rights‘ – „life and liberty and (...) property“ – in der ‚Declaration of Independence‘ umformulierte: „Life, Liberty, and the Pursuit of Happiness.“

Dies ist freilich ein waghalsiges und sicher streitbares Manöver, aber es hilft letztlich noch einmal vor Augen zu führen, was Greenblatt unter kultureller Mobilität versteht: Die dynamische, ständig in Transformation befindliche Seite jener Objektivationen, Materialisationen und Ideen, die das ausmachen, was wir unter Kultur fassen, und die jederzeit, durch die poetische und ästhetische Kraft von Texten – selbst wenn sie jahrhundertlang vergessen waren – durch ihre Zirkulation und Rezeption, verändert und transformiert werden kann. Im atomaren Zeitalter ist dies nicht nur ein anregender, sondern gar tröstlicher Gedanke und ein starkes Argument für eine Wissen(schaft)sform, die in der Renaissance ihren Ausgang nahm: die *Humanities*.

CHRISTOPHER SCHLIEPHAKE

Holger Sonnabend: Katastrophen in der Antike. Darmstadt/Mainz: Verlag Philipp von Zabern 2013 (Lizenzausgabe für die Wissenschaftliche Buchgesellschaft Darmstadt). ISBN 3-476-01548-3, zahlreiche Abb., 160 S. 19,99 €

Der Titel weckt Neugier, werden doch Menschen, Tiere und Natur bis heute von den verschiedensten Katastrophen heimgesucht. Der Autor nährt diese Neugier, indem er in der Einleitung drei übergeordnete Gesichtspunkte als Zielsetzung hervorhebt: 1. einen Beitrag zu leisten zur historischen Katastrophenforschung; 2. Präsentation und Rekonstruktion von Katastrophen sowie Einsichtnahme in die Bedeutung der Katastrophen für den Menschen; 3. Möglichkeiten aufzuzeigen, wie der Erfahrungsschatz, welchen die Antike im Blick auf Katastrophen gesammelt habe, zur Orientierung auch in Hinsicht auf moderne Katastrophen genutzt werden kann. Gerade auf Grund ihrer Schreibfreudigkeit habe die Antike genügend Material zur Verfügung gestellt, um Katastrophen angemessen zu dokumentieren sowie Verhaltensweisen, Reaktionen und Deutungen „in ihrer ganzen elementaren Anfänglichkeit“ zu studieren (S. 7). Um es gleich vorweg zu sagen: die Neugier wird immer wieder enttäuscht! Dieses herbe Urteil betrifft nicht nur den Gesamteindruck, sondern auch den Eindruck, den einzelne Abschnitte hinterlassen.

Holger Sonnabend bedient sich einer weitgreifenden Typisierung von Katastrophen, indem er sowohl unvorhersehbare, wie etwa Naturereignisse und Epidemien als auch von Menschen zu verantwortende Katastrophen, verheerende Niederlagen als Ergebnisse von Kriegen, Großbrände, Bürgerkriege, Attentate und Revolutionen in seine Untersuchung aufnimmt. Selbst private Schicksalsschläge wie Tod, Krankheit, Unfall oder plötzliche Armut reiht er in sein Katastrophenschema ein. Hier und bei der Frage nach der Abgrenzung von Katastrophe und Krise tauchen die ersten Schwierigkeiten auf. Der Autor gibt selbst zu, dass er nicht recht weiß, in welchem Falle man eher von Krise als von Katastrophe sprechen sollte. Neun Kategorien werden nach der Einführung in neun Kapiteln behandelt: Naturkatastrophen – Epidemien – Hungerkatastrophen – Kriegerische Katastrophen (ich finde den Begriff unglücklich gewählt) – Politische Katastrophen – Finanzkatastrophen – Brandkatastrophen – Schiffskatastrophen – Private Katastrophen.

Im Rahmen dieser Rezension kann es nur darum gehen, Auffälliges herauszustellen und mittels Stichproben punktuell einzuhaken! Fragt man zum Beispiel, wie die Untersuchungsziele im Kapitel über die Naturkatastrophen eingelöst werden, so geschieht dies im Falle der Erdbeben von Helike (373 v. Chr.), Rhodos (227 v. Chr.), großräumig im Mittelmeer (365 n. Chr.) und Antiochia am Orontes (mehrere Erdbeben zu verschiedenen Zeiten) in erfreulicher Weise, während der Ausbruch des Vesuv (79 n. Chr.) mit einem Verweis auf die Bedeutung des Ge-

schehens zunächst nur kurz gestreift wird. Ganz unmotiviert kehrt Holger Sonnabend am Ende von Kapitel 2 mit 15 Zeilen Text noch einmal zum Vesuv zurück, um auf die berühmten Briefe des Plinius zu verweisen (S. 40). Wer war Plinius? Nicht jeder Leser wird den Zusammenhang kennen. Im übrigen ist es *ein* Brief, der hier im Mittelpunkt steht (epist. 6,16 [Sonnabend erwähnt die Fundstelle nicht]), nämlich ein Brief, den der Neffe des beim Ausbruch des Vesuv durch eigenes Verschulden ums Leben gekommenen Naturforschers Plinius an den Geschichtsschreiber Tacitus geschrieben hat. Der jüngere Plinius schildert auf Bitten des Tacitus diesem die letzten Lebensstunden seines Onkels. Das ist ein ergreifender, zugleich wissenschaftlich sachlicher historischer Kontext, den der Autor völlig außer Acht lässt. Ähnlich nachlässig behandelt Sonnabend eine Textstelle aus Gellius, noctes Atticae 2, 28: Gellius schreibe dort, Naturkatastrophen seien ein Werk der Götter. Der Autor erwähnt zwar, dass man dies annehme; vor allem aber zitiert er Überlegungen im Sinne naturwissenschaftlicher Ursachenforschung, wie Erdbeben entstehen, was Sonnabend übergeht.

Sehr problematisch sind die Kapitel ‚Finanzkatastrophen‘ (S. 123/126) und ‚Private Katastrophen‘ (S. 149/151). Statt von *Finanzkatastrophen* sollte man besser von Finanz-, Währungs- oder Wirtschaftskrisen sprechen. Das Römische Reich war im 3. Jahrhundert von einer allgemeinen Krise erfasst worden, welche verschiedene Ursachen hatte und alle Lebensbereiche betraf. Eine Katastrophe, welche im Sinne von ‚Umwendung‘ und ‚Umkehrung‘ eine Lösung auf der Grundlage des Bisherigen unmöglich gemacht hätte, war das nicht. Was die Krise in Kleinasien während der ausgehenden Republik betrifft, liefert Sonnabend selbst eine Einschränkung mit dem Hinweis, diese Krise habe nicht zum Kollaps der römischen Finanzmärkte geführt (S. 125). Natürlich hätte die wahrscheinlich rhetorisch, propagandistisch übertriebene Darstellung Ciceros kritisch beleuchtet werden müssen und nicht unbesehen für die eigenen Ziele verwendet werden dürfen. Beispiele aus der griechischen Geschichte fehlen, obwohl der finanzielle Niedergang Athens während des Peloponnesischen Krieges und die Entwertung des Silbers unter Alexander d. Gr. durch unkontrolliertes Einschleusen des persischen Staatsschatzes in den Geldumlauf lehrreiche Belege für Finanzkrisen sind. Das Thema ‚Private Katastrophen‘ ist mit wenigen allgemein gehaltenen Sätzen und drei Beispielen für verstorbene Kinder aus Gerhard Pfohls Sammlung Griechischer Inschriften so dürftig dokumentiert, dass man es auch hätte weglassen können.

Zum Schluss einige kritische Anmerkungen, die den Zustand des Buches charakterisieren können! An allen Ecken und Enden stößt man auf Oberflächlichkeiten und Mängel: Politisch motivierte Attentate wie die Ermordung des Hipparch in Athen oder König Philipps von Makedonien waren doch keine ‚Politischen Katastrophen‘! (Die Ermordung des Hipparch war übrigens nicht politisch motiviert!) Von der Systematik her ist es unlogisch, mitten in das Kapitel über die

Naturkatastrophen einen Abschnitt über römische Kaiser als Katastrophenhelfer zu stellen (S. 18/19), der, außer Bemerkungen zu hellenistischen Herrschern, nur über die Hilfe des Kaisers Tiberius für kleinasiatische, von einem Erdbeben betroffene Städte berichtet. Der Unterschied zwischen Humanität und Solidarität bleibt offen (S. 15). Oder ist Solidarität eine Form humanitären Handelns? „Wie sich an vielen Beispielen demonstrieren ließe“, heißt es S. 13. Aber wo bleiben, wenigstens in Auswahl, die Beispiele? Die Zeitstellung zitierter antiker Autoren fehlt des öfteren (z. B. S. 20, 24, 27). Immer wieder vermisst man die Fundstellen der im Text erwähnten antiken Berichte. Die Übersetzer der im Wortlaut vorgelegten Texte werden nicht erwähnt. Was mir darüber hinaus besonders missfällt, ist die Nachlässigkeit im Umgang mit der deutschen Sprache, etwa durch die anbietende Verwendung populärer Ausdrucksweise, anscheinend in der Annahme, dies sei einem breiteren Leserkreis genehm.

Ich fasse zusammen: Eine abrundende Gesamtschau, welche die in der Einleitung aufgestellten Programmpunkte hätte aufgreifen und auswerten können, fehlt. Das ist bedauerlich! Wie reizvoll und weiterführend wäre es zum Beispiel gewesen, wenn Holger Sonnabend die elementare Anfänglichkeit der Verhaltensweisen, Reaktionen und Deutungen, die er in der Einleitung anspricht, auch wirklich herausgearbeitet und analysiert hätte! Trotzdem: Für diachrone Vergleiche bietet das Buch manche Anregung. Die Althistoriker werden nützliche Informationen finden, etwa Materialien und Hinweise für Lehrveranstaltungen in Auswahl, wenn es um einzelne Katastrophen geht, über die man sich im Zusammenhang mit ähnlichen Vorfällen informieren will. Aber die Enttäuschung bleibt! Auch das breite Publikum hätte es verdient, ein in formaler, planerischer, methodischer und sprachlicher Hinsicht sorgfältiger gestaltetes Buch in die Hand zu bekommen!

GUNTHER GOTTLIEB

Gilles Montègre: *La Rome des Français au temps des Lumières: capitale de l'antique et carrefour de l'Europe 1769–1791* [Collection de l'École française de Rome Bd. 435]. Rome: École française de Rome 2011. ISBN 978-2-7283-0882-8. XI/624 S. 45,– €

Schon der Titel dieser Monografie, welche aus der 2006 abgeschlossenen binationalen Dissertation Montègres hervorging, rückt die Hauptstadt des Kirchenstaates bewusst ins Schlaglicht des 18. Jahrhunderts. Der Autor sieht im Rom dieser Zeit nicht nur die Metropole der Antike, sondern identifiziert sie als einen der europäischen Hauptorte für Kultur und Wissenschaft in der Aufklärungsepoche. Er kommt zu dieser Aussage, indem er vor allem die ‚Praktiken‘ der in Rom leben-

den Franzosen analysiert. Die zeitliche Beschränkung auf die 1770er und 1780er Jahre deckt sich mit der Amtszeit von Kardinal François de Bernis als Botschafter des Königreichs Frankreich am Heiligen Stuhl. Um es vorwegzunehmen: Die Charakterisierung Roms als eine der Kulturhauptstädte Europas in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts überzeugt auch durch die französische Brille.

Aus diesem Blickwinkel betrachtet füllt das Buch eine Forschungslücke, zumal es statt einzelner Wissenschaften oder Künste bzw. deren Vertreter in Rom die Stadt selbst in den Mittelpunkt rückt. Die französische Perspektive ist dabei durchgehend beherrschend und der Leserin wird schnell klar, dass der Autor vor allem im Hinblick auf ein französisches Lesepublikum argumentiert. So beginnt er etwa die Einleitung mit einer intensiven Auseinandersetzung mit den negativen Rom-Stereotypen der meinungsprägenden *philosophes*. Obwohl Montègre selbst für eine Forschung plädiert, die auch die Widersprüche der Aufklärung zur Kenntnis nimmt, bricht in seiner Darstellung doch immer wieder ein ungebrochener aufklärerischer Fortschrittsglaube durch, dessen Ziel in der Errichtung der Französischen Republik liegt. Dennoch empfiehlt sich das Buch auch gerade dem deutschen Publikum als gewinnbringende Lektüre, da es einen sehr umfassenden Zugang zur relevanten neueren französisch- und italienischsprachigen Forschungsliteratur ermöglicht, die in deutschen Publikationen leicht aus dem Blick gerät.

Methodisch beansprucht Montègre die *histoire croisée* für seine kulturgeschichtliche Darstellung, es geht ihm um eine ‚Verflechtungsgeschichte des kulturellen Austausches‘ statt einer Geschichte des französischen Einflusses in Rom (S. 20). Zu diesem Zweck will er sowohl die Aufnahme als auch die Weitergabe kultureller Einflüsse durch die Franzosen in Rom und deren Interaktion mit den Einheimischen und den anderen zahlreichen Fremden untersuchen. Außerdem ist ihm die Verknüpfung mit dem Raum, in dem sie sich die Akteure bewegten, ein besonderes Anliegen.

Der Anspruch auf Verortung der materiellen Infrastrukturen wird besonders im ersten Teil der in drei Teile gegliederten Darstellung eingelöst. Im ersten Teil legt Montègre sozusagen die Basis, indem er die Akteure und die Formen des kulturellen Austausches vorstellt. So schildert er zuerst die Beziehungen innerhalb der französischen Gemeinde in Rom, die unterschiedlichen Erfahrungen und Integrationsmöglichkeiten der für längere Zeit in Rom lebenden Franzosen und der französischen ‚Touristen‘. Für die Reisenden, die Rom als eine Etappe der Grand Tour besuchten, erwiesen sich die in Rom ansässigen Landsleute als wichtige Vermittler. Die Reisenden waren sowohl in den Ateliers der französischen Künstler, als auch bei den mondänen Geselligkeiten der offiziellen französischen Repräsentanten willkommen. Die Leserin erfährt am Rande manche Einzelheiten, etwa über die bevorzugte Zubereitungsart von Trinkschokolade als Indiz für den Anpassungsgrad an die römische Lebensweise. Nach diesem Überblick über die



französische Gemeinde selbst, wendet sich der Autor dem Austausch zwischen Franzosen und Römern in Salons und Akademien zu. Dabei vergleicht er häufig das italienische mit dem französischen Modell – etwa die Akademien –, was nicht immer zusätzlichen Erkenntnisgewinn bringt. Schließlich stellt der Autor mit ausgewählten Aspekten der Handels- und Finanzbeziehungen zwischen Rom und Frankreich die Zirkulation von Gütern und Personen in größerem Maßstab dar. Er tut dies am Beispiel des Bankiers und offiziellen französischen Handelsagenten Étienne Moutte sowie der Buchhändler Jean Bouchard und Jean-Joseph Gravier. Sowohl der Bankier als auch die Buchhandlung Bouchard & Gravier, deren Geschäftsraum auf dem Umschlag des Buches abgebildet ist, waren auch an der Vermittlung und Durchführung des Handels mit Kunstwerken beteiligt.

Im Mittelteil des Buches, der zugleich der umfangreichste ist, geht es dem Autor um die Verbindungen zwischen der politischen und der kulturellen Sphäre, die er als strukturelle Gegebenheit Roms ausmacht und anhand von Fallstudien nachzeichnen will. Die erste widmet sich dem Hof des französischen Botschafters de Bernis, dessen Amtszeit gleichzeitig den Untersuchungsraum absteckt. Der Kardinal protegierte zum einen die politischen und kulturellen französischen Einrichtungen in Rom, was auch für Spannungen in diesen sorgte, zum anderen sicherte er sich mit seiner Repräsentationsstrategie gute Verbindungen zur Kurie, zum römischen Adel und zu anderen Diplomaten. An den wissenschaftlichen Aktivitäten zweier französischer Patres – dem Paulaner François Jacquier und dem Dominikaner Gabriel Fabricy – macht der Autor die Bedeutung des Dominikanerklosters Santa Maria sopra Minerva und des Paulanerklosters Trinità dei Monti als offene Zentren für Wissenschaft und Bildung in Rom und gleichzeitig die unterschiedliche Kulturpolitik religiöser Orden fest. Als Produkt des römischen Kosmopolitismus und der universalen Republik der Freimaurer rückt mit der dritten Fallstudie eine für kurze Zeit Ende der 1780er Jahre existierende Freimaurerloge ins Blickfeld, die von französischen Künstlern gegründet worden war. Nicht zuletzt diese Loge steht laut Montègre für ein dynamisches und konfliktreiches System kultureller Vermittlung, das keineswegs einheitlich von der Kurie geprägt wurde.

Im letzten Teil geht es schließlich um die für Rom kennzeichnenden Inhalte der gelehrten Forschungen. Getreu seinem Vorsatz leistet der Autor die Rückbindung der Aktivitäten französischer Gelehrter an die materielle Infrastruktur und die sozialen Gegebenheiten Roms, was seinen Ausführungen zusätzliche Überzeugungskraft verleiht. Zugleich löst sich der Autor im letzten Teil am deutlichsten von den sonst häufig bemühten französischen Vergleichsmaßstäben. Er schildert zunächst wieder die Infrastruktur für die gelehrte Forschung, d. h. die in Rom vorhandenen Sammlungen, Bibliotheken und Archive sowie deren Bestände und Zugänglichkeit, wobei er zu einem positiven Bild kommt, das weit über bloße Fixierung auf die griechisch-römische Antike hinausgeht. Denn Rom war zu dieser Zeit für Orientalisten aufgrund der dort vorhandenen Objekte und Manu-

skripte der Anlaufpunkt schlechthin. Durch die Vielfalt der in Rom vorhandenen Forschungsmaterialien ließen sich dort außergewöhnliche und unerwartete Entdeckungen machen. Die römischen Voraussetzungen eröffneten auch neue Forschungszweige, wie der Autor an der Beschäftigung von Jean-Baptiste Séroux d'Agincourt mit dem Mittelalter und von Abraham Hyacinthe Anquetil-Duperron mit dem Orient zeigt. Diesen französischen Beispielen ließen sich freilich noch andere zur Seite stellen, doch liegen diese außerhalb des vom Autor angewandten Rasters. Im letzten Kapitel des dritten Teils werden die Beziehungen des römischen gelehrten Milieus zur ‚Kultur der Aufklärung‘ beleuchtet, um u. a. festzustellen, dass aufklärerische Ziele wie die Nutzbarmachung des Wissens zum Allgemeinwohl auch von römischen Gelehrten verfochten wurden und der Kosmopolitismus Roms den interdisziplinären Austausch beförderte.

Die breit angelegte Studie Montègres basiert auf einer Vielzahl unveröffentlichter italienischer und französischer Quellen und besticht zudem durch die zahlreichen Anhänge zu den einzelnen Kapiteln. So erlaubt etwa die Liste der offiziellen Repräsentanten Frankreichs in Rom (Anhang 3) der Leserin einen schnellen Überblick, während die Liste der zwischen 1769 und 1791 in Rom nachweisbaren Franzosen (Anhang 1) eine willkommene Fundgrube darstellt. Sie umfasst 211 Personen, darunter auch Diener, und gibt neben deren Berufen bzw. Ämtern die Wohnorte sowie den nachweisbaren Zeitraum des Romaufenthalts an. Räumliche Orientierung während der Lektüre bieten die Ausschnitte aus einem zeitgenössischen Stadtplan Roms, in den die im Text erwähnten Orte eingetragen sind. Ein thematischer Stadtplan (Abb. 10) veranschaulicht gezielt Orte des Wissens, wie Bibliotheken, Museen, Akademien und Lehranstalten. Viele der im Text erwähnten Personen, Gebäude oder Kunstwerke findet die Leserin auf den zahlreichen dem Band beigegebenen Abbildungen wieder. Gut erschlossen wird der Band neben einem Personenregister durch ein zweigliedriges Ortsregister.

Die Einleitung führt die Leserin zielstrebig an die Fragestellungen des Autors heran und vermittelt einen guten ersten Überblick der gesamten Darstellung. Für eine weitere schnelle Orientierung sorgt der Aufbau der Kapitel. Denn zu Beginn eines jeden der neun Hauptkapitel erläutert der Autor die Fragestellung und gibt Auskunft auf die für das jeweilige Kapitel relevante Quellenbasis. Abschließend wird immer ein kleines Fazit geboten. Dadurch eignet sich die Monografie besonders für die Lektüre einzelner Kapitel. Wer die Geschichte Roms im 18. Jahrhundert kennt, wird auf viele bekannte Namen, aber auch auf neue Details stoßen. Begriffe wie ‚wissenschaftlich‘, ‚gelehrt‘ oder ‚kulturell‘ werden zwar nicht explizit definiert, was manchmal zu Unschärfen führt, aber dem Autor gelingt eine überzeugende Darstellung der Dynamik, Vielfalt und Innovation, die das kosmopolitische Rom in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts kennzeichneten.

MARIA STUIBER

Bemerkungen zu den Strafverteidigern der Nürnberger Prozesse, zugleich Rezension zu Kim C. Priemel/Alexa Stiller: NMT. Die Nürnberger Militärtribunale zwischen Geschichte, Gerechtigkeit und Rechtsschöpfung, Hamburg: Hamburger Edition, 2013. ISBN 978-3-86854-260-8. 49,- €

Mit ihrem Aufsatzband ‚NMT‘ unternehmen die Herausgeber Alexa Stiller und Kim C. Priemel ein Mammutprojekt. Sie zielen auf nicht weniger als eine „umfassende Gesamtdarstellung“, ja „Handbuch“ (NMT, S. 61) zu den zwölf sogenannten Nürnberger Nachfolgeprozessen ab. Mit welcher ungeheuren Datenmenge die Autoren des Bandes demzufolge konfrontiert waren, lässt sich anhand des folgenden Beispiels ermessen: Selbst der nur einen Angeklagten umfassende ‚Fall 2‘ schlägt in der stark gekürzten offiziellen Dokumentenpublikation ‚Trials of War Criminals before the Nuremberg Tribunals‘ (im Folgenden TWC abgekürzt) mit über 500 Seiten zu Buche.<sup>92</sup> Insofern ist es auch für einen Rezensenten ein Ding der Unmöglichkeit, bei diesem nahezu 900 Seiten umfassenden Sammelband jeden Aufsatz ausführlich würdigen zu können. Vielmehr will der Rezensent, neben einem allgemeinen Überblick über die Kernaussagen der Beiträge, die neuen Erkenntnisse zu den Strafverteidigern der Nürnberger Prozesse in diesem Aufsatzband kritisch würdigen.

In ihrem Einleitungskapitel stellen die Herausgeber unter Sichtung der Forschungsliteratur vollkommen zu Recht heraus, dass die Nürnberger Nachfolgeprozesse in der Forschung lange Zeit vollkommen ungenügend rezipiert worden sind und eine „Domäne der Zeitzeugen“ (NMT, S. 17) blieben. Hauptanliegen der Autoren der verschiedenen Aufsätze ist daher die Beantwortung der Frage, wo ‚Nürnberg‘ und insbesondere die 12 Nachfolgeprozesse als historischer Ort liegen. Dies wollen die Beiträge anhand sechs übergreifender Fragestellungen für jeden Prozess ergründen: erstens das Prozessschema und die Auswahl der Angeklagten in den einzelnen Prozessen; zweitens gruppenbiographische Aspekte des Prozesspersonals; drittens die Prozesspraxis und die Herausbildung der Strategien, Taktiken und Argumentationslinien von Anklage und Verteidigung; viertens die institutionellen Anschlüsse und Netzwerke, in die sich das Prozesspersonal verortete; fünftens die diskursiven Muster mit denen sich „Geschichtspolitik“ nach den Prozessen auf den NMT zurückbezogen, und sechstens damit eng verbunden die Rezeptionsgeschichte dieser Verfahren (NMT, S. 26f.). Insbesondere verstehen die Herausgeber Nürnberg als Begegnungsort, als Bühne und Arena in denen das „zwischen Verwandtschaft und Distanz oszillierende Verhältnis von Recht,

---

<sup>92</sup> Diese ‚Green Series‘ ist mittlerweile auf den Seiten der Library of Congress allgemein verfügbar, vgl. [http://www.loc.gov/rr/frd/Military\\_Law/Nuremberg\\_trials.html](http://www.loc.gov/rr/frd/Military_Law/Nuremberg_trials.html).

Gerechtigkeit und Geschichte praktisch auf die Probe“ (NMT, S. 25) gestellt wurde.

Der Aufsatzband gliedert sich in drei Abschnitte. Der erste, mit über 400 Seiten größte Teil befasst sich mit „Die Prozesse – Planung, Verfahren, Wirkung“, gefolgt von dem bedauerlicherweise deutlich kleineren Abschnitt zu „Hintergründe – Akteure, Recht, Rezeption“. Abschnitt drei „Die Fakten – Personen, Daten, Ereignisse“ ist eine Zusammenstellung von Tabellen und Übersichten insbesondere zum beteiligten Prozesspersonal. Hierbei handelt es sich um keine originäre Eigenleistung der Verfasser, sondern um eine Wiedergabe der entsprechenden Zusammenstellungen der Bände der TWC und anderer Quellen. Der Wert des dritten Abschnitts liegt somit in erster Linie darin, dass diese Zusammenstellungen erstmals in einem Band konzentriert zusammengefasst verfügbar sind.

Schmerzlich vermisst wird im ersten Abschnitt ein Aufsatz zum Nürnberger Hauptkriegsverbrecherprozess. Zwar ist es erklärtes Ziel der Herausgeber, die Nachfolgeprozesse aus dem Schatten des IMT zu holen. Aber gerade allein schon die Weiterführung personeller Netzwerke des IMT in die Nachfolgeprozesse hätte über die Hinweise in den einzelnen Aufsätzen hinaus einen eigenen Aufsatz über den ‚Nachlass‘ des IMT für die Nachfolgeprozesse gerechtfertigt.

Die Beiträge des ersten Abschnittes sind nicht nach der chronologischen Folge der einzelnen Nachfolgeprozesse, sondern grob nach der Zugehörigkeit der Angeklagten geordnet. Jan Erik Schulte befasst sich mit dem Verfahren gegen Oswald Pohl und weiteren Mitgliedern des Wirtschafts- und Verwaltungshauptamtes (WVHA). Schulte liefert gemäß den Leitmotiven einen Überblick über Konzeption, Personal und Verlauf des Prozesses. In seiner Darstellung betont er, dass der Pohl-Prozess ein falsches Narrativ des NS-Regimes evozierte, indem die Anklage, prozesstaktisch legitim, die SS als „Staate im Staate“ porträtierte und damit die Verantwortlichkeit der deutschen Mehrheitsgesellschaft ausblendet wurde. Historisch betrachtet komme dem Prozess aber der Verdienst zu, die Quellenbasis für die Aufarbeitung der Geschichte der Konzentrationslager geliefert zu haben. Ähnlich aufgebaut ist der Beitrag zum RuSHA-Prozess (Fall 8) von Isabel Heinemann. Unter Rückgriff auf Niklas Luhmann versteht sie dieses Tribunal als „ambivalenten Kommunikationsprozess“, den sie insbesondere im Hinblick auf die Selbstdarstellung der Angeklagten analysiert. Die Autorin legt dar, wie im Prozess die Verteidigung einen strategischen Vorteil dadurch erlangte, dass sich die Anklage mit dem neuen Straftatbestand des „Genozids“ auseinandersetzen musste, während Angeklagte wie Prof. Konrad Meyer-Hetling, einer der zentralen Vordenker des Generalplanes Ost, sich in diesem innerprozessualen Kommunikationsprozess auf die Selbststilisierung als „reine“ Wissenschaftler konzentrieren konnten. Erfreulich an den Aufsätzen von Heinemann und Schultes ist der Versuch, die Biographien der Verteidiger in diesem Prozess näher zu beleuchten. Schon im Eingangskapitel setzen sich die Herausgeber Stiller und Priemel mit den

Verteidigern auseinander (NMT, S. 49–52). Zu Recht betonen diese, dass gerade die jüngeren Anwälte sich stärker „in den Dienst der Sache“ stellten als ältere Kollegen und etwa für einen Hans Gawlik Nürnberg ein direktes Karrieresprungbrett bildete. Ob man allerdings pauschal davon ausgehen kann, dass sich die Verteidiger mit „der Sache ihrer Mandanten identifizierten“ (NMT, S. 50), kann mit guten Gründen bezweifelt werden. Sicherlich fühlte sich mancher Anwalt mit der Anklage der Funktionseliten auch selbst betroffen, wenn nicht, wie bei RA Hellmuth Becker, sogar freundschaftliche Beziehungen zur Familie des Mandanten bestanden. Dennoch erscheint die Bedeutung der Parteimitgliedschaft als besonderes Motiv für die Verteidigung zu stark akzentuiert. Bei Schulte etwa erfährt man, dass mit Hans Gawlik („PG“ seit 1933) ein ehemaliger Staatsanwalt des Sondergerichts Breslau an den Prozessen mitwirkte oder auch der „Star“ des Pohl-Prozesses, Alfred Seidl, als früheres NSDAP-Mitglied später den Rechtsextremisten Gerhard Frey anwaltlich unterstützte. Zu bemängeln ist allerdings das Fehlen einer reflektierten Analyse der Parteimitgliedschaft der Nürnberger Verteidiger. Diese Kritik betrifft nahezu alle Aufsätze, die sich mit den Biographien der Verteidiger beschäftigen. Eine von allen Verfassern als Referenz genannte Liste mit kurzbiographischen Angaben der Verteidiger im Abschlussbericht Telford Taylors zu den Nachfolgeprozessen ist, wie umfassende Recherchen des Rezensenten ergaben, notorisch unzuverlässig.<sup>93</sup> Auch eine Überprüfung in den Akten des ehemaligen Berlin Document Centers belegt nur die Tatsache eines bestimmten Engagements für die Partei. Für die Hintergründe muss aber auf Quellengruppen wie Personalakten, Entnazifizierungsakten etc. zurückgegriffen werden. Zwar war ein beträchtlicher Teil der Verteidiger NSDAP-Mitglieder, diese Tatsache allein sagt aber noch wenig aus. Als Beispiel kann der mehrfach im Aufsatzband genannte RA Kurt Behling dienen. Dieser gehörte zeitweise der Marine-SA und ab 1937 auch der NSDAP an, was er mit dem beruflichen Druck auf angehende Referendare und Juristen begründete. Trotz dieser formellen Belastung vertrat Behling mutig Opfer des NS-Regimes vor dem Volksgerichtshof und anderen Berliner Gerichten. Es überrascht daher nicht, dass er nach 1945 Rechtsbeistand der Interessenvertretung der Hinterbliebenen verschiedener konservativer Widerstandskämpfer, etwa aus den Reihen des Solf-Kreises, war. Dass er als Konservativer gerade den Prozessen gegen die Generäle (Fall 12) teilweise mit Verständnislosigkeit begegnete, ist mit seiner generellen Sozialisation, aber nicht seiner Parteimitgliedschaft zu begründen. Die von Heike Krösche (siehe unten) aufgrund des Taylor-Berichts verfasste Tabelle über NSDAP-Mitgliedschaften und Spruchkammereinstufungen der Verteidiger im Fall 12 (NMT, S. 608) besitzt sehr wenig Aussagewert. Die im Taylor-Bericht genannten Spruchkammerentscheidungen stellen nur Endentscheidungen dar, die oft das Ergebnis der laschen

---

<sup>93</sup> [http://www.loc.gov/rr/frd/Military\\_Law/NT\\_final-report.html](http://www.loc.gov/rr/frd/Military_Law/NT_final-report.html).

Praxis der zumeist mit deutschen (und damit nicht selten wohlwollenden) Juristen besetzten Entnazifizierungskammern waren. Dass so manches „Mitläufer“-Urteil unter den Verteidigern erst nach einem Gang durch sämtliche Instanzen zustande kam und gerade die britische Zone bei „Experten“ generell sehr milde urteilte, schlägt sich in der Übersicht Krösches nicht nieder.

Basierend auf ihrer umfangreichen Studie zum Einsatzgruppenprozess (Fall 9) nimmt, anders als Schulte und Heinemann, die amerikanische Historikerin Hilary Earl nicht einen Prozess im Gesamten in den Blick, sondern konzentriert sich auf das durch den Hauptangeklagten Otto Ohlendorf etablierte Narrativ eines direkt von Hitler stammenden Führerbefehls zur Ermordung der Juden in der UdSSR durch die Einsatzgruppen. Earl weist überzeugend nach, wie es Ohlendorf gelang, Richtern wie Anklage als glaubwürdiger Zeuge zu erscheinen. Trotz mangelnder Tatsachenbelege wurde seine Darstellung des Führerbefehls von späteren Historikergenerationen nahezu unverändert übernommen und zu einem zentralen Beleg der intentionalistischen Interpretation des Holocaust.

Paul Weindling untersucht dem Ärzteprozess (Fall 1), in welchem deutsche Ärzte wegen der Beteiligung an Menschenversuchen der SS und der Wehrmacht angeklagt waren. Neben Darstellung der Vorgeschichte und des Prozessverlaufes widmet sich Weindling ausführlich dem Vermächtnis des Prozesses, insbesondere der deutschen wie internationalen Auseinandersetzung mit dem Fall 1 im Rahmen eines ethischen Diskurses über Reichweite und Grenzen medizinischen Handelns.

Die Darstellungen der Prozesse gegen Angehörige der deutschen Wehrmacht werden durch den Aufsatz des Sozialhistorikers Lutz Budraß eingeleitet. Budraß belegt überzeugend unter Auseinandersetzung mit der Biographie des Hauptangeklagten Erhard Milch, wie das spezifische Geschichtsbild des Chefanklägers Telford Taylor den Angeklagten vor der Todesstrafe bewahrte. Taylor war der Überzeugung, dass für den Aufstieg des NS-Regimes das Militär, eine seit Friedrich dem Großen existierende preußisch-deutsche „Kriegerkaste“ verantwortlich war. Der aus der zivilen Luftfahrt stammende Milch passte nicht in dieses Schema, so dass im Prozess aufgrund dieser Vorannahmen der Anklage Milchs Rolle beim Aufstieg Hermann Görings weitgehend unberücksichtigt blieb.

Alexa Stiller und Florian Dierl widmen sich erfreulicherweise dem Fall 7, dem zu Unrecht wohl unbekanntesten und am wenigsten in der Forschung beachteten Nachfolgeprozess. Die Autoren betonten die völkerrechtlichen Fragen des Prozesses, insbesondere die Stellung von Partisanen und Geiseltötungen im damaligen Völkerrecht. Im für die Angeklagten günstigen Urteil sehen die Autoren ein Phänomen des Übergangs im Rahmen einer rechtspolitischen Neuorientierung in der Nachkriegszeit. Den Hauptverdienst des Prozesses sehen sie daher in der Förderung der allgemeinen Kritik an Geiseltötungen und gerichtlich nicht überprüften Hinrichtungen, die schließlich mit Art. 3 der Genfer Konvention von 1949 ausdrücklich verboten wurden.

Valérié Hébert präsentiert in ihrem Aufsatz über den OKW-Prozess Ergebnisse ihrer 2012 erschienen Arbeit zu diesem Prozess und befasst sich ausführlich mit den Argumenten von Anklage und Verteidigung. Im Ergebnis kommt Hébert zum Schluss, dass der Prozess seinem Ziel als zentraler Eckpfeiler der Nachfolgeprozesse zu dienen nicht gerecht wurde, da die Richter zu einer restriktiven Interpretation u. a. der „command responsibility“ neigten. Dennoch konnte das Urteil als implizite Verurteilung der gesamten Wehrmacht für Verbrechen im Osten verstanden werden.

Einen innovativen Interpretationsansatz liefert die Rechtstheoretikerin Christiane Wilke für den Juristenprozess (Fall 3). In Abweichung von bisher naturrechtlich geprägten Interpretationen der Rechtsgrundlagen des Falles 3 betont die Verfasserin die Bedeutung des völkerrechtlichen Begriffs der „Zivilisation“ als wichtiger regulativer Idee des Völkerrechts im 19. und 20. Jahrhunderts. Den NS-Gesetzen wurde durch die Verwendung des Begriffs jegliche Rechtsqualität abgesprochen und ihre Anwendung durch die Angeklagten als Rückfall in die Barbarei und bewusstes Abweichen von den errungenen Regeln der Zivilisation interpretiert. Recht wurde somit als „zivilisierende Größe“ verstanden und der Begriff „Zivilisation“ zur Autoritätsbegründung und Fundierung der neuartigen Straftatbestände verwendet.

Dirk Pöppmann stellt in seinem Beitrag zwei zentrale Angeklagte des Wilhelmstraßenprozesses, den Hauptangeklagten Staatssekretär des Auswärtigen Amtes Ernst von Weizsäcker und den letzten Leiter des SS-Hauptamtes Gottlob Berger, gegenüber. Er geht der Frage nach, wieso der Hauptangeklagte von Weizsäcker mit einer relativ milden Freiheitsstrafe aus dem Prozess hervorging, während Berger mit lebenslanger Haft zum „Hauptverurteilten“ des Prozesses wurde. Die Divergenz der Urteile gegen beide Angeklagten sieht Pöppmann darin begründet, dass sie für unterschiedliche Interpretationen des NS-Staates standen. Während die Anklage die breite Verantwortlichkeit der Führungsschicht der alten bürgerlichen Eliten betonte, die von Weizsäcker aus ihrer Sicht wie kein anderer verkörperte, folgte das Gericht der Interpretation des NS-Regimes als „SS-Staat“. Hervorzuheben ist besonders die Rolle von Bergers Anwalt Fröschmann, der mit der Konstruktion einer der Clique um Himmler gegenüberstehenden „wahren [Waffen-]SS“ deren Grundsätze und Werte in apologetischer Absicht zu rechtfertigen suchte. Das brachiale Auftreten Fröschmanns kann durch dessen biographischen Hintergrund zumindest (mit-)erklärt werden. SA-Sturmführer Fröschmann galt bis in die letzten Kriegstage als scharfer Militarist und Gläubiger an den „Endsieg“. Es überrascht kaum, dass dieser Anwalt versuchte, die Werte der vermeintlichen Elitetruppe vor Gericht auch noch in die Nachkriegszeit zu retten und zu rechtfertigen.

Vier Aufsätze widmen sich den Prozessen gegen Großindustrielle und führende Wirtschaftsfunktionäre. Ralf Ahrens, Axel Drecol, Stephan H. Lindner und

Kim Christian Priemel, alle ausgewiesene Experten für die Unternehmensgeschichte im Dritten Reich, analysieren in ihren Beiträgen die Prozesse gegen hochrangige staatliche Wirtschaftsfunktionäre (Fall 11), Friedrich Flick (Fall 5), die I.G.-Farben (Fall 6) und Alfried Krupp (Fall 10). Alle Autoren kommen zum Schluss, dass der Versuch der Anklage, eine Verschwörung der Wirtschaftseliten mit dem NS-Regime zu belegen, letztendlich scheitern musste und sich insoweit Franz Neumanns zeitgenössische Strukturanalyse des Dritten Reiches ‚Behe-moth‘, unbeschadet ihres Wertes für die Geschichtswissenschaft, für die strafrechtliche Verfolgung als untauglich erwies. Zu Recht betonen einige der Autoren, dass in den Industrieprozessen die Anklage einer Verteidigung gegenüberstand, die personell und auch in Bezug auf das Dokumentenmaterial mindestens auf Augenhöhe mit der Anklage stand. Die Syndizi der Unternehmen bereiteten schon in den Monaten nach Kriegsende eine umfassende Verteidigungsstrategie vor, die darauf abzielte, die Anklagen gegen Industrielle als Angriff gegen das deutsche Privatunternehmertum schlechthin zu diskreditieren.

Im letzten Beitrag dieses Abschnitts stellen Françoise Berger und Hervé Joly den in der Forschung bislang weitgehend vernachlässigten Prozess gegen den Industriellen Hermann Röchling vor dem französischen Militärtribunal in Rastatt vor. So begrüßenswert es ist, diesen wichtigen Prozess wissenschaftlich darzustellen, bleibt letztendlich die Frage offen, warum ausgerechnet dieser Prozess als „Fall 13“ (NMT, S. 12) anzusehen sei. Sicherlich gibt es enge Verbindungen. So bearbeitete das Industriebüro der Verteidigung (siehe unten) in Nürnberg den Röchling-Prozess quasi mit und durch Röchlings Anwalt Otto Kranzbühler gab es auch eine direkte personelle Verbindung von Seiten der Verteidigung. Allerdings könnte man mit ebenso guten Argumenten den ursprünglich gegen vier der bedeutendsten deutschen Militärführer geplanten britischen Manstein-Prozess in Hamburg, wenn man so will, als „14. NMT“ ansehen. Mit den RA Laternser, Leverkus und dem „militärischen Berater“ General Busse waren die zentralen Organisatoren der Verteidigung des OKW-Prozesses auch in Hamburg vertreten. Auch könnte eine Verbindung zwischen dem Juristenprozess in Nürnberg und dem in der Forschung vollkommen vergessenen „Luxemburger Juristenprozess“ von 1949 gezogen werden, spielte doch RA Behling in beiden Fällen eine wesentliche Rolle bei der Verteidigung der Hauptangeklagten.

Insgesamt hält sich der überwiegende Teil der Aufsätze des ersten Abschnitts an die Leitmotive der Herausgeber, allerdings nicht immer konsequent. In Wilkes Aufsatz etwa über den Fall 3 erfährt man wenig über den Prozessverlauf, dafür gewinnt der Leser eine bislang so nicht gekannte Sichtweise auf die Rechtsgrundlagen dieses Prozesses. Insofern wird die Intention der Herausgeber nur teilweise umgesetzt.



Der zweite Abschnitt des Bandes befasst sich in recht unsystematischer Ordnung mit rechtlichen, biographischen und rezeptionsgeschichtlichen Aspekten der Nachfolgeprozesse.

Donald Bloxham unternimmt, es die Lernprozesse der Anklage von IMT zu den Nachfolgeprozessen im Rahmen des politisch-sozialen Kontextes herauszuarbeiten. So erfährt man beispielsweise, dass – anders als etwa der Chefankläger des IMT Robert Jackson – dessen Nachfolger Taylor ein Misstrauen gegenüber Opfern aufgab und, sofern dies für die Prozessführung notwendig war, eine erhebliche Zahl unterschiedlicher Opfergruppen im Zeugenstand zu Wort bringen wollte. Bloxham sieht insbesondere ein komplementäres Verhältnis zwischen IMT und den Nachfolgeprozessen. War das IMT als Novum rechtsdogmatisch umstritten und sah sich großen juristischen Bedenken ausgesetzt, waren die politischen Umstände aufgrund der totalen Niederlage der Achsenmächte und der noch relativ intakten alliierten Koalition günstig. Die Nachfolgeprozesse profitierten vom juristischen Präzedenzfall des IMT, während sich die politischen Rahmenbedingungen aber mit dem aufziehenden Kalten Krieg und einem erstarkenden deutschen Nationalismus erheblich verschlechterten.

Ralf Oberndörfer lässt mit seiner rechtshistorischen Untersuchung die verschiedenen maßgeblichen verfahrensrechtlichen Vorschriften der Nachfolgeprozesse Revue passieren. Besonders in den Blick nimmt Oberndörfer die Frage, inwieweit der Verteidigung ein faires Verfahren ermöglicht wurde. Er betont, dass die weitreichende Ausgestaltung der Verfahrensrechte sich nicht selten zugunsten der Verteidiger auswirkte, etwa beim Anklagepunkt der Verschwörung. Oberndörfer zeigt auf, dass die Infragestellung der formalen Zuständigkeit eines Gerichts durch die Verteidigung keineswegs als Ablehnung des gerichtlichen Verfahrens schlechthin verstanden werden darf. Vielmehr handelt es sich um eine juristische „Standardprozedur“ zur Festlegung und Abgrenzung der Zuständigkeiten. Dies kann nicht genug betont werden, besteht doch gerade für Nichtjuristen die Gefahr der Überinterpretation standardisierter juristischer Prozesshandlungen. Ob das von Oberndörfer genannte Beispiel der Infragestellung der Zuständigkeit des öffentlich-rechtlichen Verwaltungsrechtswegs als Weg zur Eröffnung der Zivilgerichtsbarkeit für den Nürnberger Prozess wirklich stichhaltig ist, erscheint aber fraglich. Die Alternative, die die Verteidiger anstelle des amerikanischen bzw. alliierten Nürnberger Gerichte anboten, war fast immer die Aburteilung der deutschen Kriegsverbrecher durch deutsche Gerichte oder die de facto nicht zu realisierende Aburteilung durch Richter aus neutralen Staaten bzw. gemischten Gerichtshöfen. Wäre hier nicht zu fragen, ob dies nicht anmaßend in den Ohren der alliierten bzw. amerikanischen Richter geklungen haben muss, angesichts der in Nürnberg zu Tage geförderten Verwicklung nahezu aller gesellschaftlichen Eliten in das NS-Regime, dass nun Protagonisten dieser Eliten selbst über die Angeklagten Gericht führen sollten? Diese Zuständigkeitsfragen konnten also durchaus

(auch) als politischer Zündstoff verstanden werden, selbst wenn man Oberndörfer folgt und die Tatsache des Auftretens der Verteidiger als implizite Anerkennung der Legitimität der Prozesse ansieht. Wie Oberndörfer selbst betont, konnte etwa der Aufruf RA Laternsers an das Gericht, einen „fair trial“ zu gewähren, implizit auch als Drohung verstanden werden, das Gericht bei einer ungünstigen Entscheidung als Instrument der Siegerjustiz zu entlarven.

Während der Völkerrechtshistoriker Daniel Marc Segesser in seinem Beitrag das Entstehen und die Fortentwicklung des Tatbestandes des Verbrechens gegen die Menschlichkeit in den Nürnberger Prozessen untersucht, analysiert der Rechtswissenschaftler Lawrence Douglas unter Untersuchung der Nürnberger Nachfolgeprozesse und der deutschen Prozesse gegen mutmaßliche Denunzianten, wie zunehmend das komplexe Problem der „rückwirkenden Bestrafung gutgläubigen Verhaltens“ (NMT, S. 754) als Mittel der Kritik an sämtlichen Prozessen, in denen Angeklagte wegen Verbrechen gegen die Menschlichkeit angeklagt waren, verstanden wurde.

Drei Aufsätze untersuchen gruppenbiographische Aspekte von Anklage und Verteidigung. Jonathan A. Bush liefert mit seinem Beitrag einen bislang in dieser Form nicht vorgelegten kollektivbiographischen Einblick in die Seite der Ankläger in den Nürnberger Verfahren, ihre Zusammensetzung, biographischen Hintergründe und Netzwerke. Bush hat sich aner kennenswerter Weise das Ziel gesetzt, das bislang vorherrschende Bild zu korrigieren, die Anklage habe personell aus „Linken“, „New Dealern“, Juden und Emigranten bestanden, was ihm hervorragend in seiner differenzierten Analyse gelingt. Problematisch erweist sich allerdings aus Sicht des Rezensenten, dass Bush den Wert der Analyse der biographischen Hintergründe für die Erklärung juristischen Arbeitens als nur sehr begrenzt ansieht (NMT, S. 584). Natürlich hat Bush recht, wenn er betont, dass sich die Bewertung der konkreten juristischen Arbeit nur durch eine umfassende Gesamtschau ermitteln lässt (NMT, S. 549). Bush ist selbstverständlich auch zuzustimmen, dass Über- und Fehlinterpretationen bei der biographischen Analyse juristischen Verhaltens vermieden werden müssen. Er betont aber auch selbst, dass die gruppenbiographische Analyse der Ankläger ein aufschlussreiches Licht auf das Selbstverständnis der amerikanischen Juristenstandes in den vierziger Jahren liefert, zumal der Autor ausführlich den (wenn auch nicht unbedingt explizit politisch motivierten) Idealismus der Ankläger hervorhebt (NMT, S. 582). Allerdings besteht aus Sicht des Rezensenten die Gefahr, juristische Akteure eben „nur“ als Juristen zu sehen und sich, mit Pierre Bourdieu zu sprechen die „doxa“ des Berufsbildes, also das juristische Selbstverständnis nur Recht und Gerechtigkeit zu dienen, zu eigen zu machen und dabei zu wenig zu akzentuieren, dass Juristen in einem eindeutig politischen Prozess wie in Nürnberg unter Zuhilfen-

ahme juristischer Werkzeuge eben auch politische Ziele verfolgen können.<sup>94</sup> Beispielhaft kann der „Starverteidiger“ der Nürnberger Prozesse Otto Kranzbühler stehen. Als Sohn eines hochrangigen strikt antikommunistischen kaiserlichen Marineoffiziers und Unternehmers verteidigte Kranzbühler nicht einfach nur Mandanten, sondern das seinem sozialen Milieu entstammende Weltbild. Überspitzt könnte man formulieren, dass Kranzbühler, unbeschadet seines vielfach hochgelobten juristischen Könnens, in Nürnberg den Krieg um die Lebenswelt der alten kaiserlichen (Marine-)Eliten mit anderen Mitteln fortführte.

Mit einer weiteren zentralen Verteidigerpersönlichkeit befasst sich Heike Krösche in ihrem Aufsatz zur Verteidigungsstrategie Hans Laternsers im OKW-Prozess. Sie stützt sich für ihre Analyse von Hans Laternsers Biographie weitgehend auf bereits veröffentlichte Darstellungen. Zu Recht betont Krösche, dass Laternsers Behauptung der angeblichen Nichtmitgliedschaft in der NSDAP in keinsten Weise haltbar ist. Im Falle Laternsers erscheint aber weniger seine NSDAP-Mitgliedschaft als sein Militärdienst wesentlich. Wenn Krösche schreibt, Laternser habe sich als Angehöriger der Luftwaffe mit den Angeklagten „verbunden“ gefühlt, ist dies untertrieben. Als kriegsfreiwilliger Offizier bei einer im Ostfeldzug aufgeriebenen Luftwaffenfelddivision war Laternser wahrscheinlich *der einzige* der Hauptverteidiger im OKW-Prozess, der im Zweiten Weltkrieg in vorderster Front gekämpft hatte. Laternser war somit nicht irgendein von den Militärs allgemein misstrauisch beäugter Jurist, sondern jemand, der die soldatische Mentalität aus eigener Erfahrung nachvollziehen konnte und dessen übereifriger „Esprit“ bei der Durchführung der Verteidigung sogar manchem Militär nicht geheuer war. In Bezug auf die Person des Hauptgutachters der Verteidigung im OKW-Prozess, Professor Reinhard Maurach, irrt Krösche, denn Maurach war keineswegs Gegner des NS-Regimes gewesen. Maurach konnte lediglich in der Nachkriegszeit seine Niederlage in wissenschaftsinternen Intrigen während der NS-Zeit zu einer offenbar bis heute nachwirkenden Widerstandslegende ausbauen.<sup>95</sup> Maurach war nicht nur extremer Antisemit, sondern sprach teilweise in seinen Schriften der UdSSR die Qualität als Völkerrechtssubjekt ab. Dass Maurach nun als zentraler Gutachter der Verteidigung, wie Krösche zu recht herausstellt, nicht weniger als eine „Aufrechnung von Schuld“ (NMT, S. 602) im OKW-Prozess betrieb, wirft ein bezeichnendes Licht auf Kontinuitätslinien bestimmter juristischer Argumentationsmuster. Die Einbettung von Laternsers und Maurachs Argumenten in den völkerrechtlichen Wissenschaftsdiskurs der Zwischenkriegszeit in Deutschland vermisst man daher bei Krösche. Dagegen legt die

<sup>94</sup> Zu Bourdieus allerdings nur bruchstückhaft vorliegenden Analyse des juristischen Feldes vgl. Pierre Bourdieu: The Force of Law. Toward a Sociology of the Judicial Field, in: Harvard Law Journal 38 (1987), S. 805–853.

<sup>95</sup> Vgl. hierzu aus der neuesten Literatur Thomas Dill: „Stoßtruppfakultät Breslau“, Tübingen 2011.

Verfasserin überzeugend dar, dass Laternsers Sieg für seinen Mandanten von Leeb nicht zuletzt in der Stilisierung des Generals zu einem tiefreligiösen und dem Nationalsozialismus entgegenstehenden Soldaten lag. Inwieweit nun der „Soldatenverteidiger“ Laternser in Deckung zu bringen ist mit dem eine skandalöse Verteidigung im Frankfurter Auschwitz-Prozess führenden und den Rechtsextremisten Gerhard Frey vertretenden Frankfurter Anwalt Laternser, kann auch Krösche nicht abschließend klären. Insofern ist ihr nur zuzustimmen, wenn sie darauf hinweist, dass die Untersuchung eines bestimmten, aus Nürnberg hervorgegangenen Typus „politischer Verteidiger“ ein dringendes Desiderat darstellt, zumal fraglich ist, ob gerade Laternser „exemplarisch für die Nürnberger Verteidiger“ (NMT, S. 52) stehen kann.

Die Verbindungen zwischen Strafverteidigung und Lobbyarbeit erkundet S. Johnathan Wiesen, der sich dem bereits oben genannten „Industriebüro“ der Verteidiger der Industrieprozesse in Nürnberg widmet. Wiesen legt dar, wie diese Dokumentensammelstelle nicht nur die Verteidiger mit Material versorgte, sondern auch Ausgangspunkt zahlreicher PR-Offensiven der deutschen Industrie um und nach Nürnberg war, die Wiesen exemplarisch anhand der Broschüre „Schwerindustrie und Politik“ des Lobbyisten August Heinrichsbauer aufzeigt.

Zwei Aufsätze behandeln schließlich die Rezeption der Nachfolgeprozesse in den Medien. Verblüffende Einblicke liefert Laura Jockuschs Untersuchung über die Sicht von Holocaustüberlebenden auf den IMT und die Nürnberger Nachfolgeprozesse. Jockusch zeigt die beschämende Tatsache auf, dass während des IMT keiner einzigen jüdischen Organisation eine den Staatenvertretern gleichstehender offizieller Status zugesprochen wurde und von den 93 vor dem IMT aufgetretenen Zeugen gerade einmal drei jüdisch waren. Andererseits war das Interesse der jüdischen Presse an den Prozessen sehr groß. In ihrer Auswertung der Zeitung ‚Undzer Veg‘ zeigt Jockusch die großen Erwartungen, aber auch bitteren Enttäuschungen der jüdischen Überlebenden in Bezug auf die Nürnberger Prozesse auf. Gerade die Tatsache, dass die Angeklagten wohlgenährt und gut gekleidet vor Gericht erschienen und ihre Schuld konsequent leugneten, führte zu bitterem Sarkasmus in der jüdischen Presse.

Markus Urban widmet sich in seiner Analyse der Wahrnehmung der Nachfolgeprozesse in der westdeutschen Öffentlichkeit. Er kommt zum Ergebnis, dass bis Mitte 1947 auch an den Nachfolgeprozessen ein mit dem IMT vergleichbares Interesse herrschte, aber in einer späteren zweiten Phase stark abflaute. Erst im Laufe des Jahres 1948 entwickelte sich ein erneutes starkes Medieninteresse, die mit einer scharfen Politisierung des Prozessgeschehens einherging und die spätere Auffassung der Nachfolgeprozesse als gescheiterte Verfahren maßgeblich prägte.

Zusammenfassend muss der Anspruch der Herausgeber, ein Handbuch im Gegensatz zu „herkömmlichen“ Anthologien bzw. Aufsatzsammlungen vorgelegt zu

haben, als gescheitert angesehen werden. Hierfür sind die Konzeptionen der einzelnen Aufsätze, trotz der Intention der Herausgeber, noch zu uneinheitlich gestaltet. Vor allem der zweite Abschnitt lässt einen roten Faden vermissen. Aber gerade dieses „Scheitern“ ist ein Erfolg des Buches. Der Band belegt, dass die Forschung zu „Nürnberg“ entgegen einer weit verbreiteten Lesart gerade erst den Kinderschuhen entwachsen ist und es (immer noch) zu früh ist für ein jahrzehntelange Forschungen zusammenfassendes Handbuch. Welches Potenzial in der Forschung zum historischen Ort Nürnberg steckt, belegen die Aufsätze in eindrucksvoller Weise.

Wie die hier gemachten Anmerkungen zu den deutschen Verteidigern zeigen, bedarf es zudem noch mancher intensiver Forschung und Korrektur in Bezug auf die Nürnberger Prozesse und ihrem Prozesspersonal. Die (gruppen-)biographische Darstellung der Verteidiger kann aus Sicht des Rezensenten nur teilweise überzeugen.

Im Endergebnis bleibt aber festzuhalten, dass mit dem Aufsatzband ein Meilenstein der Forschung zu den Nürnberger Prozessen (nicht nur) in Deutschland gelungen ist, der diese auf längere Zeit unerlässlich begleiten wird.

HUBERT SELIGER



---

## RÜCKBLICK

---





## Colloquium Augustanum

VORTRAGSREIHE DES INSTITUTS

### Wintersemester 2011/12

12. DEZEMBER 2011

PROF. DR. MERIO SCATTOLA  
(Padua)

#### Die Erfindung des neuzeitlichen Naturrechts

Bereits die alten Griechen sprachen von ‚Naturrecht‘ bzw. ‚Naturgesetz‘, und seit der Spätantike ist das Naturrecht fester Bestandteil der juristischen, theologischen und moralphilosophischen Argumentation. Die Lehre vom Naturrecht erfuhr seither ein nahezu ununterbrochenes Interesse, das erst im Laufe des 19. Jahrhunderts an Intensität verlor, um schließlich im 20. Jahrhundert von unterschiedlichen Seiten wiederbelebt zu werden. In dieser durch erstaunliche Dauerhaftigkeit geprägten Geschichte des Naturrechts lassen sich verschiedene Epochen erkennen, die sich weniger durch ihre Inhalte, als vielmehr durch die Form der jeweiligen wissenschaftlichen Argumentation voneinander unterscheiden. Verfolgt man die Geschichte des Naturrechts entlang grundsätzlicher epistemischer Kategorien wie beispielsweise ‚Prinzip‘, ‚Sy-

stem‘ und ‚Methode‘, dann eröffnet sich eine erstaunliche Perspektive, in der nicht nur das Schicksal dieser Disziplin, sondern auch tiefe und bedeutende Umbrüche und Wechsel in der Erfahrung menschlichen Wissens sichtbar werden.



19. DEZEMBER 2011

PROF. DR. MARC CAREL SCHURR  
(Grenoble)

#### Zur Rezeption der französischen Gotik in Deutschland

Die großen Kirchenbauten der Gotik prägen eine der markantesten Epochen der europäischen Architekturgeschichte. Ausgehend von den Bauhöfen der französischen Kathedralen eroberte der gotische Baustil im Laufe des Mittelalters ganz Europa. Seine Rezeption in Deutschland erfolgte mit Verzögerung und führte zu äußerst eigenständigen Lösungen, die die Kunstgeschichte immer wieder beschäftigt haben. Unter dem Titel ‚Kopie, Zitat, Mode – Zur Rezeption der französischen Gotik in Deutschland‘ ging es Professor Schurr in seinem Vortrag um die Frage nach dem Verhältnis von künstlerischem Vorbild und seiner Nachahmung für die Architektur der Gotik.



16. JANUAR 2012

PROF. DR. PETER HERSCHE  
(Bern)**Barock als Gegenkultur?**

Barocke Lebenseinstellung, die man mit den beiden Stichworten ‚Muße‘ und ‚Verschwendung‘ am treffendsten charakterisieren kann, und katholisch-barocke Religiosität sind zum ersten Mal in der Aufklärung entschieden kritisiert und bekämpft worden. In einigen Rückzugsgebieten lebte jedoch Vieles unter veränderten Vorzeichen weiter fort bzw. im 19. Jahrhundert wieder neu auf und hielt sich bis in die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg. Erst der dann einsetzende große wirtschaftliche, soziale und kulturelle Wandel, auf religiösem Gebiet markiert durch das Zweite Vatikanische Konzil, brachte diese letzten Ausläufer des Barock zum Verschwinden.

**Im Windschatten der Geschichte**

In zwei im Windschatten der Geschichte gebliebenen Gebieten der Schweiz – in Appenzell-Innerrhoden und in Obwalden – hat Peter Hersche mit der Methode der Oral History letzte Spuren einer auf den Barock zurückführbaren stark traditionellen Lebenshaltung und Religiosität ausfindig gemacht, und zwar in drei Bereichen, die er folgendermaßen umschreibt: Erstens die Inseln der Muße bei der landwirtschaftlichen Arbeit (Besorgung des Viehs, Markt, Winter-

arbeit). Zweitens die Verschwendungsmentalität in der religiösen Kultur (Kirchenschmuck, Fronleichnamsprozession, Seelenmessen) und drittens eine fehlende Disziplinierung z. B. bei Andachten, Sonntagsmesse und Christenlehre.

**Gegenkultur im doppelten Sinn**

Die hier noch bis in die späten 1950er Jahre hinein feststellbaren Einstellungen können Hersche zufolge als Gegenkultur im doppelten Sinn interpretiert werden: als Widerstand einerseits gegen die Anforderungen der Moderne im Allgemeinen und andererseits gegen die mit der Klerikalisierung der Kirche im 19. Jahrhundert zusammenhängenden neuen Zumutungen an die Gläubigen. Eine Kontinuität zurück zum Barock, so Hersche, sei in einigen Fällen nachweisbar, in anderen sei sie wenigstens zu vermuten.



23. JANUAR 2012

PROF. DR. HANS-JOACHIM GEHRKE  
(Berlin)**Alexander der Große zwischen Ost und West**

Die Gestalt des umstrittenen Königs der Makedonen lädt ganz offensichtlich immer wieder dazu ein, als Projektionsfläche für spätere (und insofern anachronistische) Vorstellungen zu

dienen. Er wird als Welteroberer oder Versöhner gesehen, als romantischer Held oder kalter Machtmensch usw. Das gilt nicht nur für Hollywoodfilme und historische Romane, sondern auch für wissenschaftliche Werke.

Nicht selten wird dabei auf eine traditionelle Figur der Teilung der Welt in West und Ost, Abendland und Morgenland, Okzident und Orient Bezug genommen. Diese hat sich seit der griechischen Antike vor allem in Europa herausgebildet und bildet so etwas wie ein historisch-kulturelles Koordinatennetz. In bestimmten politischen Konstellationen kann das aufgeladen werden, zu einem Ost-West-Gegensatz oder einem *clash of civilisations*. Dieser gerade heute wieder aktuelle Sachverhalt wirkt sich immer wieder auf die Beurteilung Alexanders des Großen aus: Traditionell wurde sein Krieg gegen das Persische Weltreich deshalb sehr häufig als ein Kampf des Westens gegen den Osten gedeutet. Neuerdings wird er demgegenüber stärker vor dem persisch-iranischen und damit orientalischen Horizont gesehen.

Gehrke stellte in seinem Vortrag diese Zusammenhänge kritisch dar und versuchte, Wege zu der historischen Gestalt jenseits der Oppositionen aufzuzeigen. Es wurde dadurch zugleich sichtbar gemacht, welchen Beitrag die Geschichtswissenschaft gegen vordergründige Instrumentalisierungen von Geschichte leisten kann.



30. Januar 2012

PROF. DR. DR. H. C. ANDREAS SPEER  
(Köln)

Meister Eckhart – ein „mittelalterlicher“ Denker für unsere Zeit?

Das Interesse an Meister Eckhart ist ebenso vielfältig wie oftmals diffus. Verneinung im interkulturellen Dialog, von einem unklaren Mystikverständnis oder von sinnsuchender Lebenskunst verschwimmt das Profil eines spekulativen Denkens, das in der Einheit von Philosophie und Theologie, von Theorie und Praxis im ursprünglichen Sinne Weisheit zu sein beansprucht.

Eine Annäherung aus philosophischer Perspektive, wie Speer sie in seinem Vortrag unternahm, vermag die notwendige Distanz zu schaffen, die Eckhart selbst im Ideal der Abgeschiedenheit einfordert. Ob und inwieweit sein Denken aber als eine philosophische Lebenskunst verstanden werden kann, diskutierte Speer auf Basis der aktuellen Forschungsdiskussion sowie anhand der Lektüre zentraler Lehrstücke aus den lateinischen und deutschen Schriften des Eckhart von Hochheim.

**Sommersemester 2012**

30. APRIL 2012

PROF. DR. HEINRICH SCHLANGE-  
SCHÖNIGNEN  
(Saarbrücken)

Athen – Sparta – Rom: Rousseau  
und die Antike

Jean-Jacques Rousseau, geboren vor 300 Jahren, gehört zu den großen und umstrittenen Gestalten der vorrevolutionären Phase im Frankreich des 18. Jahrhunderts. Erst spät, nach abenteuerlichen Jugendjahren, fand der aus Genf stammende Sohn eines Uhrmachers zu seiner Bestimmung als politischer Denker. Seine kulturkritischen Schriften verstärkten den Zweifel an der Rechtmäßigkeit der monarchischen Herrschaft in Frankreich und führten zur Verfolgung des Autors.

Rousseau, der sich als Autodidakt mit der Literatur, den Wissenschaften und der Musik beschäftigte, war ein begeisterter Leser der antiken Literatur, vor allem der Lebensbeschreibungen großer Römer und Griechen, und sein Werk ist voll von Bezügen auf die Antike. Der Vortrag behandelte die Frage, welche Funktion die zahlreichen Verweise auf die Antike im Werk Rousseaus haben. Dabei wurden im Besonderen die autobiographischen Bekenntnisse Rousseaus betrachtet sowie einige seiner politischen Schriften, unter denen z. B. die Abhandlung über den Gesellschaftsvertrag maßgeblich

zum Untergang des Ancien Regime beigetragen hat.



14. MAI 2012

PROF. DR. KARLFRIEDRICH HERB  
(Regensburg)

Freiheit ohne Ketten?

Der Regensburger Philosoph und Politikwissenschaftler Karlfriedrich Herb sprach über „Rousseaus republikanische Träumereien“.

Kein Zweifel: Dieser Jubilar hat Geschichte geschrieben. Kaum ein Autor des 18. Jahrhunderts hat sein Zeitalter so geprägt wie er, und kein anderer spaltet sein Publikum bis auf den heutigen Tag in gleichem Maße wie Jean-Jacques Rousseau. Die einen feiern ihn als Erfinder der modernen Demokratie, die anderen als Propheten ihres Scheiterns. Manche entlarven ihn sogar als Meisterdenker totalitären Denkens. Aber ist Rousseau tatsächlich an allem schuld?

Der Vortragende widmete sich dem berühmt-berüchtigten Anfang des Gesellschaftsvertrags – „Der Mensch ist frei geboren!“ – und zeigte, auf welche originelle und paradoxe Weise Rousseau die Freiheit des Menschen mit dem Zwang der Gesellschaft versöhnen will. Dabei offenbart sich die Eigenart eines Denkers, der weder zur Natur zurück will noch Hoffnung auf künftige Revolutionen setzt.



11. JUNI 2012

PROF. DR. JOACHIM KREMER  
(Stuttgart)

### Jean-Jacques Rousseaus Musiktheorie

Jean-Jacques Rousseaus musiktheoretische Schriften zeigen, dass er die Grundbegriffe und die Regeln des Tonsatzes kannte. An vielen Momenten aber ist ein Ansatz erkennbar, der auch von außermusikalischen Setzungen bestimmt ist. Dies zeigt sich deutlich am Verständnis des ‚Natürlichen‘, dessen Beschreibung Rousseau mit ästhetischen Wertungen verbindet, die auch im Kontext seiner Kulturkritik zu sehen sind. Ausgehend von Rousseaus 1781 publizierter Sammlung ‚Consolations des misères de ma vie‘ umriss Kremers Vortrag das Ideal der Einfachheit, das über die vertonten Texte dieser Sammlung eng mit einer bestimmten sozialen Sphäre und einer idealen Naturlandschaft verbunden ist. Noch deutlicher als diese Sammlung lässt Rousseaus 1752 aufgeführtes Intermède ‚Le Devin du Village‘ (Der Dorfwahrsager) die Bedeutung dieser Naturvorstellung für sein Komponieren erkennen, indem sie bis in die musikalische Faktur wirkt. Die Moral des ‚Dorfwahrsagers‘ weist zudem darauf hin, dass die Musik im Dienste einer moralisierenden Botschaft steht, deren Verstehbarkeit auf diese musika-

lische Faktur angewiesen ist. Vorstellungen von Natur und Natürlichkeit, von Landleben und einer angemessenen musikalischen Stilistik verbinden sich zu idyllenhaften Schilderungen, deren Teilmomente nur im Zusammenspiel ideal wirken. Für die Geschichte des Komponierens ist dies von großer Tragweite, stellt doch dieses Ideal einer naturhaften Einfachheit den Kunstcharakter der Komposition grundsätzlich zur Disposition. Das lassen auch die kritischen Reaktionen der Zeitgenossen erkennen, die den ‚rohen Schweizerjargon‘ und die Integration von Gassenhauern in Rousseaus ‚Dorfwahrsager‘ beklagten.



9. JULI 2012

PROF. DR. MICHEL SOËTARD  
(Angers)

### Ein Moderner jenseits der Modernität

Jean-Jacques Rousseau (1718–1778) ordnet sich vollkommen in das Jahrhundert der Aufklärung ein, in dessen Verlauf sich die Befreiung des menschlichen Geistes von jeder fremden Autorität vollzog und das somit die Moderne begründete. Als Zeitgenosse Voltaires, d’Alemberts, Diderots, als Mitarbeiter der Enzyklopädie, hat Rousseau sich an dem schonungslosen Dekonstruktionsprozess dieser Denker beteiligt.

In den Mittelpunkt seiner Überlegungen stellt Soetard allerdings, dass Rousseau sich bereits in seiner ersten Abhandlung über die Wissenschaften und die Künste von 1750, die seinen Ruhm begründete, von seinen Freunden, die bald zu seinen Feinden werden sollten, radikal distanziert hat. So vertrat er vehement die These, dass das Wissen, dessen technische Anwendung und der damit einhergehende Fortschritt keinerlei Garantie für das Glück des Menschen sei, ja diesen im Gegenteil auch ins Unglück stürzen könne. Von dieser Einsicht her entwickelte Rousseau im Bereich der Politik, der Erziehung, der Religion und sogar der Kunst, Positionen, welche die sich im Zeichen der Aufklärung rücksichtslos aufbauende Moderne regelmäßig kritisch hinterfragen. In der Entwicklung der nachfolgenden Geschichte, so Soetard, fänden diese Positionen ihre Berechtigung, und zwar bis in die Gegenwart hinein, die mit Rousseaus Paradoxen deshalb noch immer weiter kämpfe.

## Wintersemester 2012/13

12. NOVEMBER 2012

PROF. DR. FRANZ M. EYBL  
(Wien)

### Aufregung in Augsburg

An einem Samstag im April des Jahres 1793 legt ein Augsburger Bilderhändler der Zensur einen Kupferstich vor, den er verkaufen möchte. Dieser zeigt das Haupt des in Paris geköpften Königs Ludwig XVI., der in der Bildlegende als Märtyrer der Revolution bedauert wird. Die Behörde reagiert sofort und scharf mit Beschlagnahmen und weiteren Untersuchungen. Die interessanten Aktivitäten des Augsburger Druckgewerbes bei der Verbreitung politisch brisanter Bildpublizistik, die dabei ans Licht kommen, waren Gegenstand des Vortrags „Aufregung in Augsburg. Ein Revolutionsflugblatt von 1793“.



19. NOVEMBER 2012

PROF. DR. HARTMUT BERGHOFF  
(Washington)

### Korruptionsbekämpfung in den USA

Korruption schadet dem Allgemeinwohl. Zu ihren Konsequenzen gehören überbezahlte Preise und der Verlust von

Regelvertrauen, einer für die Wirtschaft grundlegenden Ressource. Potentielle Investoren werden abgeschreckt, es kommt zur Fehlallokation von Kapital und Produktivitätseinbußen. Wachstumschancen, insbesondere in Entwicklungsländern, werden zerstört.

Lange galt Korruption als eine Art Kavaliersdelikt. In den letzten Jahren wurden die Gesetze allerdings derart verschärft, dass es sich heute im Fall von Korruption um eine schwere Straftat handelt, die empfindliche Sanktionen zur Folge hat. Ein Pionier in der Korruptionsbekämpfung waren die USA, die 1977 vor dem Hintergrund großer Skandale von US-Unternehmen den ‚Foreign Corrupt Practices Act‘ (FCPA) eingeführt haben.

Hartmut Berghoff zeichnete in seinem Vortrag zunächst die historische Entwicklung nach, die zum FCPA, diesem Meilenstein der Korruptionsbekämpfung führte, bevor er sich der Rechtsentwicklung und der Strafverfolgung zwischen 1977 und 2012 zuwandte. Darüber hinaus stellte er die Frage nach den wirtschaftlichen und politischen Interessen, die hinter den politischen Entscheidungen stehen, sowie nach den Folgen der *compliance revolution* für die globale Wirtschaft der Gegenwart.



17. DEZEMBER 2012

PROF. DR. CHRISTOPH MAUCH  
(München)

### The Day after Tomorrow

Die USA werden häufiger von tödlichen Naturkatastrophen heimgesucht als irgendein europäisches Land. Im Westen des Landes sind es die Erdbeben und *wildfires*, im Mittleren Westen die Tornados, im Süden die Dürrekatastrophen und im Südosten und an der Ostküste die tropischen Wirbelstürme oder Hurrikans, die mit großer Regelmäßigkeit und enormer Verwüstungskraft über den Kontinent hinwegfegen. Einige wenige Katastrophen – wie das Dust Bowl Desaster der 1930er Jahre – haben sich tief in das kollektive Gedächtnis der Amerikaner eingegraben. Dagegen wurden andere vergessen oder verdrängt, weitere im Nachhinein positiv umgedeutet und als Chance zur Neuordnung begriffen.

Christoph Mauch widmete sich im Colloquium Augustanum der Beantwortung der vielfältigen Fragen, die sich daraus ergeben: Gibt es eine speziell amerikanische Katastrophenkultur? Warum fasziniert sich Hollywood für Katastrophen? Woran liegt es, dass manche Katastrophen in Vergessenheit geraten, andere dagegen permanent fortzuleben scheinen? Und welche Lehren können aus vergangenen Katastrophen für die Zukunft gezogen werden?



7. JANUAR 2013

PROF. DR. KLAUS GEUS  
(Berlin)

Wie erstellt man aus  
Beschreibungen eine Weltkarte?  
Die Lösung des Ptolemaeus und  
ihre Probleme

Klaudios Ptolemaios, lat. Ptolemaeus (ca. 100–180 n. Chr.), war der bedeutendste Geograph und Astronom der Antike. Seine achtbändige ‚Geographie‘ war für viele Jahrhunderte das Standardwerk auf dem Gebiet der mathematischen Geographie und Kartographie. Bis in die frühe Neuzeit hat sie unsere Vorstellung von der Größe und dem Aufbau der Erde ganz entscheidend geprägt. Der Einfluss

seiner ‚Geographie‘ auf gebildete Kreise – etwa auf Christopher Columbus und andere Seefahrer – lässt sich kaum überschätzen. Wie aber gelang es Ptolemaios mit den beschränkten Mitteln seiner Zeit – es gab damals weder Kompass noch Fernrohr, von moderneren Instrumenten und Hilfsmitteln ganz zu schweigen –, ein derart erfolgreiches und nachhaltiges Werk zu gestalten?

Klaus Geus, ausgewiesener Experte für alte Wissenschaftsgeschichte, legte die vielfältigen Schwierigkeiten dar, vor die sich Ptolemaios in seiner Zeit gestellt sah. Er diskutierte weiter die Frage, welche Fehler dem antiken Weltvermesser unterlaufen sind und ob er sie bei der Herstellung seiner Weltkarte hätte vermeiden können.



## Anschriften der Autoren

PHILIPP BAUR M. A.  
Lehrstuhl für Geschichte des euro-  
päisch-transatlantischen Kultur-  
raums  
Universität Augsburg  
Universitätsstraße 10  
86159 Augsburg

ALEXANDER BOSS M. A.  
Lehrstuhl für Alte Geschichte  
Universität Augsburg  
Universitätsstraße 10  
86159 Augsburg

PD DR. KAY EHLING  
Staatliche Münzsammlung  
München  
Residenzstraße 1  
80333 München

PROF. EM. DR. GUNTHER GOTTLIEB  
Lehrstuhl für Alte Geschichte  
Universität Augsburg  
Universitätsstraße 10  
86159 Augsburg

APL. PROF. DR. KAY PETER JANKRIFT  
Institut für Europäische  
Kulturgeschichte  
Universität Augsburg  
Eichleitnerstraße 30  
86159 Augsburg

CHRISTOPHER SCHLIEPHAKE M. A.  
Lehrstuhl für Alte Geschichte  
Universität Augsburg  
Universitätsstraße 10  
86159 Augsburg

PROF. EM. DR. THEO STAMMEN  
Lehrstuhl für Politikwissenschaft  
Universität Augsburg  
Universitätsstraße 10  
86159 Augsburg

Dr. Maria Stuiber  
???

PROF. DR. GREGOR WEBER  
Lehrstuhl für Alte Geschichte  
Universität Augsburg  
Universitätsstraße 10  
86159 Augsburg

PROF. DR. WOLFGANG E. J. WEBER  
Institut für Europäische  
Kulturgeschichte  
Universität Augsburg  
Eichleitnerstraße 30  
86159 Augsburg